

# wiener hefte — 1

Familiensache



Karl Kraus und  
seine Archivarin  
Sophie Schick



## Impressum:

wiener hefte – 1, 2024

Herausgeberin:  
Wienbibliothek im Rathaus  
Rathaus, 1010 Wien

Direktion: Anita Eichinger  
Redaktion: Wolfgang Straub  
Gestaltung und Produktion:  
Annette Kussin, Thomas Kussin, buero8  
Lektorat: Silke Rabus  
Druck: Janetschek GmbH, Heidenreichstein

[www.wienbibliothek.at](http://www.wienbibliothek.at)

ISSN: 2960-575X

# Inhalt

02  
Vorwort

04  
Katharina Prager:  
„Ich mische mich nicht gern  
in meine Privatangelegenheiten“.  
Familiales und Biografisches  
um Karl Kraus

20  
Sophie Schick:  
Karl Kraus. Fragment einer Biographie

46  
Martina Bilke:  
Zofia Rowińska – Sophie Schick – Zosia

62  
Die Autorinnen

64  
Abbildungsverzeichnis

# Vorwort

---

von Anita Eichinger und  
Katharina Prager

Die Wienbibliothek im Rathaus startet mit den *wiener heften* eine Publikationsreihe, die sich der Vermittlung und Präsentation ihrer vielfältigen Bestände und deren diskursiver Einordnung widmet. Die *wiener hefte* werden sich, wie das vorliegende, Jubiläen zuwenden, eine Ausstellung medial ergänzen, interessante Objekte aus den Sammlungen in Diskussion bringen oder aktuelle Fragen thematisieren.

Die Wienbibliothek im Rathaus ist eine sammelnde, forschende und vermittelnde Einrichtung. In ihren Archiven lagern wertvolle, meist einzigartige Materialien. Die *wiener hefte* wollen diese präsent machen, um Geschichte/n neu zu erkunden, andere Perspektiven einzunehmen und auf diese Weise das Gedächtnis der Stadt mit den Fragen der Gegenwart in Verbindung zu bringen.

In dieser ersten Ausgabe der *wiener hefte* befassen sich – anlässlich des 150. Geburtstages von Karl Kraus – Forscherinnen aus drei Generationen mit der Bedeutung von Herkunft, Familie, Sprache und Erinnerung. **Katharina Prager** ordnet Kraus' Positionierungen zum Familien- und Privatleben in eine Kulturgeschichte des Familialen und Biografischen ein. **Sophie Schick** war als Hüterin des Kraus-Archivs der Wienbibliothek im Rathaus in der Forschungscommunity bekannt, als Biografin des Satirikers aber verkannt. Der Anfang ihrer als Fragment vorliegenden Kraus-Biografie, die Herkunft und Kindheit präzise aufarbeitet und vielen Kraus-Biografen oft ungenannt als Grundlage ihrer Darstellungen diente, wird hier erstmals veröffentlicht. Da Biografie immer auch Autobiografie ist, erzählt schließlich **Martina Bilke** das Leben Sophie Schicks auf Basis neuer Recherchen. Schicks Engagement für Kraus im postnationalsozialistischen Österreich ist dabei ebenso bemerkenswert wie ihr eigenes transnationales Leben als selbst immer wieder Verfolgte und Vertriebene fasziniert. Nicht zuletzt jährt sich 2024 ihr Geburtstag zum 110. Mal.

„Ich mische  
mich nicht gern in  
meine Privat-  
angelegenheiten“

---

## Familiales und Biografisches um Karl Kraus

---

von Katharina Prager

Karl Kraus' Zeitgenossin Virginia Woolf zeigt in ihrem berühmten Essay *A Room of One's Own* (1929), wie bedeutsam Geschlecht, Herkunft und daraus resultierende soziale und materielle Umstände für Denkende und Schreibende sind. Als alleinstehender Mann aus einer wohlhabenden bürgerlichen Familie hatte Kraus eine solide Ausbildung, genügend Zeit und Geld sowie Räume (genauer gesagt eine Wohnung) für sich allein. Er hatte Zugang zu Kaffeehäusern und Clubs und wurde von einer Haushälterin namens Antonie Wallek unterstützt, die sein Leben in Ordnung hielt. Tatsächlich war er nur wenig mit täglichen Sorgen belastet und konnte aufgrund seiner privilegierten Herkunft die Alltagswelt um sein Wirken als quasi irrelevant ausblenden.

Der Blick auf Kraus' alltägliches Leben wird nicht nur durch seine scheinbar selbstverständliche Ausblendung solcher angeborener Privilegien erschwert, sondern auch durch seine Maskierungen und Selbstinszenierungen als Satiriker. Diese führten bereits zu Lebzeiten zu vielen Missverständnissen und Mythenbildungen um seine Person. Wie Kraus' Archivarin und Biografin Sophie Schick richtig bemerkte, ist die Satire „ahistorisch, aber der Satiriker lebt in der Zeit. Ihr entstammen seine Anlässe, in der Auseinandersetzung mit ihr entstehen seine Erkenntnisse, in ihr wurzeln seine Irrtümer“ (in: Bilke 1981, 9).

Als Satiriker war Kraus klar, auf welche Weise private und intime Verhältnisse mit Politik und Ökonomie verbunden sind und er legte in seiner Arbeit oftmals verdeckte Interessen und Machtverhältnisse offen. Als Mensch konnte aber auch er den Prägungen und Moden seiner Zeit nie ganz entkommen. Für den Umgang mit seinem Privatleben fand er daher gewisse Regeln, um sich als Spielverderber in jenem gesamtgesellschaftlichen Spiel positionieren zu können, das seine Verwandtschaft und sein Freundeskreis weiter mitspielten. Aphorismen wie „Ich mische mich nicht gern in meine Privatangelegenheiten“ (Die Fackel 326–328, 46) brachten seine Haltung gewitzt auf den Punkt. Wenn es galt, lästige

Nachforschungen oder unerwünschte Darstellungen abzuwehren, zog er sich durchaus auf die umstrittene Trennung von Autor und Werk zurück und meinte, dass „Fragen nach den Geburtsdaten [...] nicht das Geringste mit den Werken eines Autors, zumal mit seinen Werken, zu schaffen haben“ (WBR, H.I.N.-238970). Diese Behauptung hielt ihn freilich nicht davon ab, selbst gern Biografien zu lesen oder von Freundinnen und Freunden initiierte biografische Projekte um seine Person zu unterstützen (vgl. Prager 2015).

Viele Forschende folgten Kraus darin, seine Herkunft, seine Lebensumstände und seine „Mischpoche“ im „Epochalen“ seines Werks nicht mitzudenken (vgl. Lensing 2004). Grundgelegt wurde dies bereits in der frühen Kraus-Forschung, die nach seinem Tod bemüht war, die Relevanz von Karl Kraus im Exil und später in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft zu behaupten. Um Kraus nach den Zerstörungen durch den Faschismus und gegen eine vorerst andauernde Abwehr der Moderne wieder wirksam zu machen, erschien es zielführender, sein Werk zu seinem Leben und dieses zu einem Monument zu erklären (vgl. Prager 2022). Auch in der zunehmend internationalen Auseinandersetzung mit dem ‚Phänomen Kraus‘ lag der zentrale Fokus, nicht zuletzt aus forschungspragmatischen Gründen, fast immer auf seinem enormen Werk. Wenn aber der Blick auf den lebensgeschichtlichen Kontext derart konsequent als bedeutungslos, überflüssig oder gar kleinlich abgetan wird, so produziert und unterstützt dies die Entstehung von Ideologien rund um die Leistungen ‚großer Männer‘, die als ‚Genies‘ durch Alltag und Realität weder bedingt noch berührt zu werden scheinen (Etzemüller 2012, 13–14).

Als Historikerin, die wesentlich mit und zu biografischen Methoden arbeitet und für die Geschichte immer auch Geschlechtergeschichte ist, meine ich, dass es sich vor diesen Hintergründen jedenfalls lohnt, noch intensiver über den – wie es Sophie Schick formulierte – in der Zeit lebenden Satiriker

nachzudenken und verstärkt nach dem Ausgelassenen, dem Verschwiegenen, dem Übersehenen und dem Irritierenden zu fragen.

Karl Kraus reflektierte wie jeder Mensch seine Lebensgeschichte ständig. Er interagierte und kommunizierte – basierend auf dieser ‚biografischen Sinnbildung‘ – täglich mit anderen Menschen. Die Soziologin Bettina Dausien nennt das ‚biografische Arbeit‘. Diese biografische Arbeit wäre im Fall von Kraus, durchaus in Zusammenschau mit seiner satirischen Arbeit, unter anderem mit Blick auf seine jüdische Identität, aber auch auf seine Beziehungen zu Frauen noch genauer zu untersuchen. Ich will hier in Folge seine Herkunftsfamilie als Ressource und Konfliktfeld betrachten, denn sie ist in diesen Kontexten ein

überaus bedeutsamer Ort, schon deshalb, weil wir ihm nie ganz entrinnen können. Familie ist – bei allen konkreten Unterschieden – ein verbindliches soziales Gefüge, in dem die Lebensentwürfe und biografischen Erfahrungen der einzelnen Mitglieder vielfach miteinander verwoben sind, ein Ort, der individuelle Lebensentwürfe ‚fundiert‘, bestimmte Möglichkeitsräume eröffnet, zu Neuem herausfordert oder gar ermutigt, der aber auch Altes festhält, eingetübte Handlungs- und Deutungsmuster weitergibt und Grenzen fixiert (Dausien 2012, 29).

Karl Kraus – in Folge Karl (wie auch die anderen Mitglieder der Familie Kraus nach der ersten Nennung mit vollem Namen nur mit Vornamen angeführt werden) – kam am 28. April 1874 in einem großen Bürgerhaus (Nr. 43/44) am Rande des Marktplatzes der böhmischen Kleinstadt Jičín zur Welt. Die Familien seiner Großeltern mütterlicherseits – die Kantors und die Frieds – waren seit Generationen ein zentraler Teil der jüdischen Gemeinschaft der Stadt, in der sie sich auch engagierten. Sie hatten durch Handel großen Wohlstand erwirtschaftet. Einige von ihnen waren, teils durch Heirat, teils durch Aufstieg, Teil des großbürgerlichen Wiens geworden. Karls Großvater Ignaz Kantor (1808–1864) etwa hatte



OBEN: Das Geburtshaus von Karl Kraus in Jičín Nr. 43/44  
UNTEN: Geschäftsschild von Jacob Kraus in Wien, Maximilianstr. 13

studiert und als angesehener Chirurg gewirkt. Sein Enkel lernte ihn nicht mehr kennen. Zehn Jahre nach dem Tod des Großvaters wurde er in eine große Familie hineingeboren. Seine Mutter Ernestine Kraus (1839–1891), eine gebürtige Kantor, und sein Vater Jacob Kraus (1833–1900) hatten 1874 bereits sieben Kinder zwischen zwei und vierzehn Jahren, die sie inmitten von Krieg (1866 direkt vor der Haustür), Epidemien und wirtschaftlichen Einbrüchen großzogen. Nur ein Sohn, Gustav, war 1871 mit eineinhalb Jahren gestorben. Die auf der Wiener Familiengruft eingeschriebene Erinnerung an dieses Kind deutet darauf hin, wie schmerzhaft sein Verlust empfunden wurde, obgleich in dieser Zeit mit einer hohen Kindersterblichkeit zu rechnen war.

Zusammen mit ihrer Mutter Anna Kantor (1814–1877), die nach dem Tod ihres Mannes bei der ältesten Tochter lebte, dürfte Ernestine die komplexe Hauswirtschaft mit Ammen, Gouvernanten, Hauslehrern und anderen Hausangestellten gut im Griff gehabt haben. Die alltägliche Versorgung, Betreuung und Erziehung der Kinder sowie religiöse Riten, Feste und gesellschaftliche Ereignisse wurden offenbar reibungslos von den beiden Frauen organisiert. Typischerweise waren solche bürgerlichen Haushalte eine Frauenangelegenheit – matrifokal und vaterlos.

Denn der Hausherr war mit seinen Geschäften befasst. Hier ist nochmals darauf hinzuweisen, dass Karls Vater Jacob nicht von Anfang an jenem kleinstädtischen Handels- und Bildungsbürgertum angehörte, in dem seine Frau fest verwurzelt war. Er arbeitete sich erst vom umherziehenden Händler zum Großindustriellen hoch. Kurz nach Karls Geburt begann er – neben seiner bereits florierenden Produktion von Papiersackerln, die er in Mitteleuropa neu eingeführt hatte –, den Vertrieb von Ultramarin oder Waschblau als zweiten großen Geschäftszweig aufzubauen und richtete Niederlassungen in Wien und Prag ein. 1877 schließlich übersiedelte er seine Familie in die Haupt- und Residenzstadt Wien.



OBEEN: Ignaz Kantor UNTEEN: Anna Kantor, geborene Fried,  
Karl Kraus' Großeltern mütterlicherseits

Die Neuorientierungsphase in der Großstadt, mit diversen Umzügen im engsten Umkreis der gerade im Bau befindlichen Ringstraße, machte Eindruck auf den dreijährigen Karl. Er war ohnehin ein sensibles, kränkliches Kind und schloss sich eng an seine Mutter an, die sich womöglich ebenfalls mit der drastischen Veränderung ihrer Lebenswelt plagte. Kranke Kinder dürfen oder können oft nicht einfach mit den anderen mitspielen, sondern werden, so wie Karl, zu Beobachtern des Spiels. Insgesamt erscheinen seine Beziehungen zu den Eltern – sowohl was die emotionale Bindung an seine Mutter als auch die späteren und oft beschriebenen Konflikte mit seinem Vater (vgl. Lensing 2005, Prager 2022) – als durchaus typisch für seine Zeit und sein Milieu. Da beide Eltern relativ früh in Karls Leben starben, lohnt ein Blick auf die Geschwister – denn um sie geht es, wenn er in seinem Testament erklärt, dass sein Leben „der Arbeit wegen“ keine „Familienangelegenheit“ sein konnte (WStLA, 3.1.4.A1.K12.1). Karl heiratete nie und hatte keine Kinder – beides hielt er für unvereinbar mit der Existenz eines Schriftstellers. Obgleich er also deklarierte, wenig Zeit und Aufmerksamkeit in die Aufrechterhaltung von sozialen Netzwerken, Familien- und Freundschaftsbeziehungen zu investieren, zeigen über 200 Briefe, Postkarten, Fotos und Erinnerungsstücke von und an seine Verwandtschaft, dass er mit seiner Familie zeitlebens in Verbindung stand und keinen Bruch vollzog – denn auch das wäre eine Option gewesen.

Eine wichtige und bisher zu wenig beachtete Figur ist etwa seine älteste Schwester Emma Kraus (1860–1942), die von Mutter und Großmutter dazu erzogen wurde, später einen großen Haushalt mit einer Menge Kinder am Laufen zu halten. Nach einem der ersten Auftritte ihres um vierzehn Jahre jüngeren Bruders als Schriftsteller und Vortragender neckte sie den Siebzehnjährigen in einem Brief aus dem Sommer 1891, den sie zusammen mit ihrer Mutter, ihrer jüngsten Schwester und ihrer kleinen Tochter aus Bad Ischl schrieb:

Meinen innigsten aufrichtigen Glückwunsch zu dem wirklich noch nie dagewesenen Erfolge, von dem unsere Kindeskinde einst erzählen werden. Ich bin nicht wenig stolz (die Ehre zu haben) die älteste Schwester eines so berühmten Mimen zu sein u. bitte dich nur mir lebenslänglich bei deinem jedesmaligen Auftreten 4 Sperrsitze oder eine Loge zu sichern, mehr wünsche ich mir nicht auf dieser Welt. Dann bin ich glücklich u. dankbar dir im Voraus. Dies der Wunsch deiner derzeit wieder menageführenden Schwester Emma (WBR, H.I.N.-171276).

Insgesamt zeigt der Brief, wie witzig und geistreich die Frauen der Familie waren, die Karl Kraus in seiner Jugend durchgehend umgaben – sein Witz und sein satirischer Blick auf die Welt hatten wohl auch hier ihre Wurzeln. Emma konnte die ihr anerzogenen Traditionen in veränderten Zeiten nicht mehr so einfach fortsetzen. Sie bekam nur zwei Kinder, ihre Ehe mit dem Schuhwarenfabrikanten Julius Fridezko wurde 1899 geschieden. Anschließend lebte sie längere Zeit in London, von wo aus sie ihren jüngsten Bruder mit „Kuchen, Sardinien, Chocolate, Bisquits“ (WBR, H.I.N.-174684) und anderem versorgte.

Ähnlich wie Emma die Rolle der Mutter übernehmen sollte, wurde Richard Kraus (1861–1909), der „berufsmäßig älteste Bruder“, als Nachfolger des Vaters aufgebaut. Den Jüngsten und den Ältesten verband eine Art Geistesverwandtschaft, die den charmanten und weltgewandten Richard zu Karls Vertrautem und geschätztem Berater – etwa in Konflikten mit dem Vater oder auch bei der Gründung der *Fackel* – machte. Dies belegen zahlreiche Briefe.

Das Verhältnis von Karl zu seinen drei mittleren Geschwistern ist schwerer einzuordnen. Über die Drittgeborene Aloisia Kraus (1863–1942), genannt Louise, ist kaum etwas bekannt; sie heiratete den Arzt Julius Drey, die Ehe blieb kinderlos. Wie die Historikerin Elisa Heinrich feststellte, zeigt sich an den Frauen der Familie nicht nur, „in welchem Ungleichgewicht“ ihre Bildungsmöglichkeiten zu denen ihrer Brüder standen. Auch sonst schlugen sich ihre Leben kaum „in



OBEN: Karl Kraus' Vater Jacob Kraus mit Tochter Malvine Kraus  
UNTEN: Mutter Ernestine Kraus, geborene Kantor, um 1870



OBEN: Die Geschwister Richard und Emma Kraus, um 1870

UNTEN: Marie Kraus und Karl Kraus, um 1885

Archivmaterial nieder“. Jeder Text reproduziert so „in gewisser Weise eben dieses größere Wissen über männliche Akteure, während er dem Nichtwissen über die Frauen wenig entgegen zu halten hat“ (Heinrich 2018, 163).

Immerhin weiß man etwas mehr über Malvine Kraus (1865–1955), die Vierte, die immer wieder die Grenzen des bürgerlichen Weiblichkeitsideals überschritt. Sie interessierte sich für Theater und trat zusammen mit ihrem Bruder Karl in Laienaufführungen auf. Ihre Tochter Ernestine (Erny) Pollinger (1894–1964), die später zur einzigen Chronistin der Familie wurde, berichtete darüber hinaus, dass Malvine durchsetzte, den Hauslehrer der Familie und späteren Juristen Albert Weingarten heiraten zu dürfen. Das Ehepaar Weingarten verband ein Engagement für die Frauenbewegung, die Karl gern mit misogynen Witzen heruntermachte. Malvine trat immer wieder öffentlich als Patronin der Frauenrechtsorganisation des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins auf, während ihr Mann unentgeltlich Rechtsbeistand für Frauen anbot. In Malvine, die im Exil auch als Vorleserin der Werke ihres bekannten Bruders auftrat, ist eine Energie erkennbar, die jener von Karl nicht unähnlich scheint und die an die von Virginia Woolf imaginierte talentierte Schwester William Shakespeares denken lässt.

Alfred (1867–1938), der als fünftes Kind zur Welt kam, war der Erste und Einzige unter den Geschwistern, der ein Hochschulstudium abschloss. Als Doktor der Chemie wurde jedoch auch er in das familiäre Geschäftsimperium eingegliedert. Ebenso die ihm nachgeborenen Brüder Joseph (1871 bis nach 1938) und Rudolf (1872–1943), die nur wenige Jahre älter als Karl waren und sich mit diesem ein Zimmer teilten. Durch einen Kreidestrich am Boden soll sich Karl von seinen beiden nächstälteren Brüdern, mit denen er ja auch eine eingeschwo-rene Gruppe hätte bilden können, abgegrenzt haben (vgl. Pfäfflin 2008, 35). Schulkollegen der Kraus-Brüder – die alle das Franz-Josephs-Gymnasium besuchten – dokumentierten,



OBEN: Karl Kraus im Alter von etwa fünf Jahren, um 1880

UNTEN: mit etwa fünfzehn Jahren, um 1890

dass sich Karl schon äußerlich stark von seinen größeren, robusteren Brüdern unterschied und ihnen intellektuell überlegen war. Joseph und Rudolf mussten beide jeweils eine Klasse wiederholen, was für Rudolf bedeutete, dass er zeitweise mit seinem kleinen Bruder Karl in dieselbe Klasse ging. Die Beziehungen zu den älteren Brüdern dürfte, speziell als diese dann Großindustrielle, Kommerzialräte und Direktoren waren, zu den spannungsreichsten in der Familie gehört haben; dies gilt insbesondere für Joseph, der möglicherweise in Spekulationen verwickelt war und damit die für Karl zentrale Redlichkeit des Kraus'schen Familienunternehmens in Gefahr brachte. Und doch gab es nie einen offenen Bruch, sondern vielmehr Hinweise auf ein stetiges In-Verbindung-Sein. So ließen Alfred und Rudolf ihre Wohnungen von Karls engem Freund Adolf Loos einrichten oder Karl vermittelte in Konflikten zwischen Rudolf und Joseph. Letzterer war auch am Totenbett des jüngsten Bruders anwesend. Auch in den Postkarten von gemeinsamen Urlauben finden sich stets Grüße aneinander und manchmal auch schwer dechiffrierbare Witze, die sich die Brüder gegenseitig schickten.

Es war die jüngste Schwester, Marie oder Mizzi, verheiratete Turnowsky (1875–1933), mit der Karl einerseits die engste geschwisterliche Beziehung verband und die andererseits mit ihren Briefen die gesamte Kraus-Familie zusammenhielt. Durch das Aufwachsen mit ihr lernte Karl früh, Verständnis zu haben für die „Complicität einer Mädchenseele“ und die „unfreie“ Lage junger Frauen um 1900 (Lensing 2005). Manchmal schlug sich dieses Verständnis in seinem Werk nieder, manchmal fragt man sich irritiert, wo es geblieben ist.

Karl war der Erste und Einzige seiner Familie, der sich in einem ganz anderen Feld – jenem der Kultur – etablierte. Obgleich dieses für seine Angehörigen ganz fremdes Terrain war, ist doch spürbar, dass sie sich alle der Berühmtheit und Bekanntheit ihres Bruders und Onkels bewusst waren, diesen bewunderten und unterstützten. Die jüngere Generation der



OBEN: Karl Kraus' Nichte Nellie Lechner – die Tochter seines Lieblingsbruders Richard –, bei deren Familie in Prag Kraus ab und zu übernachtete und die ihm Briefe von großer Herzlichkeit schrieb

UNTEN: Marianne Winterberg (1901–1947), die Tochter von Kraus' Bruder Alfred, hatte im Frühsommer 1926 eine Affäre mit Margarethe Csonka (re.). Letztere hatte Sigmund Freud zuvor Anlass zu seiner Schrift *Über die Psychogenese eines Falles weiblicher Homosexualität* (1920) gegeben.

Nichten und Neffen tat dies nochmals deutlicher und hätte womöglich noch andere Geschichten über ‚Onkel Karl‘ zu erzählen gewusst. Das Familiengedächtnis der Familie Kraus wurde allerdings durch den Holocaust fast gänzlich ausgelöscht. Vier der 1938 noch lebenden Schwestern und Brüder von Karl Kraus – Emma, Louise, Joseph und Rudolf – wurden als alte Menschen mit ihren Familien in Treblinka, Auschwitz und an anderen Orten ermordet. Malvine konnte als Einzige der Kraus-Geschwister ins amerikanische Exil entkommen. In Konzentrationslagern getötet wurden auch seine Nichten Nellie Lechner (1895 bis nach 1942), Renate Austerlitz (1902–1944) und sein Neffe Richard Kraus (1903–1942).

#### LITERATUR

**Bilke**, Martina: Zeitgenossen der Fackel. Wien 1981 **Dausien**, Bettina: Familie als Norm und biografische Leistung – Einige Gedanken zum Text von Reinhard Sieder. In: Reinhard Sieder: Geschiedene Eltern, verstörte Kinder – oder ein neues Familienleben? Wien 2012, 17–32 **Etzmüller**, Thomas: Biographien. Lesen – erforschen – erzählen. Frankfurt/M. 2012 **Heinrich**, Elisa: Familiäre Netzwerke. In: Johanna Gehmacher/Elisa Heinrich/Corinna Oesch: Käthe Schirmacher. Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik. Wien/Köln/Weimar 2018, 159–193 **Lensing**, Leo A.: Chuzpe am Schreibtisch. Zur Biographie von Karl Kraus. In: Karl Kraus – in Jičín geboren, in der Welt zu Hause. Hg. v. Museum of Czech Literature. Semely 2004, 42–55 **Lensing**, Leo A.: Brief über den Vater. Ein Brief des jungen Karl Kraus. Warmbronn 2005 **Pfäfflin**, Friedrich: Aus großer Nähe. Karl Kraus in Berichten von Weggefährten und Widersachern. Göttingen 2008 **Prager**, Katharina: „Einer, der's gut mit mir meint, vermißte meine Biographie“. Anti/Biographische Affekte um Karl Kraus. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Leverkusen 2015, 266–280 **Prager**, Katharina: Herkunft. In: Katharina Prager/Simon Ganahl (Hg.): Karl Kraus Handbuch. Leben – Werk – Wirken. Berlin 2022, 9–28

#### QUELLEN

**Teilnachlass Karl Kraus**, Wienbibliothek im Rathaus **Sammlung Karl Kraus – Anita Kössler**, Wienbibliothek im Rathaus, ZPH 985 **HA-Akten Persönlichkeiten**, A1: K12 Karl Kraus, Wiener Stadt- und Landesarchiv **AAC-FACKEL** Online Version

# Karl Kraus. Fragment einer Biographie

—  
von Sophie Schick mit Erläuterungen  
zum Text von Katharina Prager

**Zum Text.** In der Archivbox 15 des Nachlasses Paul Schick – Sophie Schick (ZPH 943, Wienbibliothek im Rathaus, in Folge WBR) befinden sich heute zahlreiche hand- und maschinenschriftliche Fassungen der Fragment gebliebenen Kraus-Biografie von Sophie Schick. Martina Bilke begleitete als Kollegin und Freundin diese biografische Arbeit – wie ihren handschriftlichen Anmerkungen auf den verschiedenen Fassungen, aber auch der Korrespondenz der beiden Frauen (die heute größtenteils in der WBR bewahrt wird) zu entnehmen ist. 1991 schickte Sophie Schick Martina Bilke ein Typoskript des hier leicht gekürzt wiedergegebenen Kapitels „Kindheit und Schuljahre“ sowie des zweiten Kapitels „Die Lehrjahre“. Martina Bilke tippte diese Texte auf einer ‚Computerschreibmaschine‘ – einer elektrischen Schreibmaschine mit kleinem Display und Speicherfunktion auf Disketten – ab. „Steinzeit!“, erinnert sie sich in einem E-Mail an Katharina Prager und fügt hinzu: „Mehr habe ich nicht bekommen. [...] 2003 habe ich die auf Diskette gespeicherten Kapitel 1 und 2 auf den Computer geladen, umformatiert, aber sonst nichts daran geändert“ (27. Jänner 2024). Versuche Bilkes, den Text Schicks bei Verlagen oder Zeitschriften unterzubringen, blieben erfolglos. „Ich wurde es müde und habe die Sache auf sich beruhen lassen. Bis jetzt. Und hätte nie gedacht, dass diese Vorgänge einmal auf Interesse stoßen würden.“

Das erste Kapitel liegt nun leicht gekürzt vor und wurde gegen Ende beschnitten, da es dort in eine Beschreibung des Wirkens und Werks von Kraus übergeht, hier aber Herkunft und Familie im Mittelpunkt stehen. Innerhalb des Textes wurden keine Kürzungen vorgenommen. Die inhaltlich weiterführenden und erläuternden Fußnoten wurden übernommen, die Verweise auf Literatur in den Text integriert und am Ende aufgeschlüsselt. Wenn Materialien der WBR zitiert werden, sind die jeweils im Katalog auffindbaren Signaturen angegeben, die Sophie Schick teilweise noch nicht vorlagen. In den Text selbst wurde, abgesehen von der Korrektur offensichtlicher Fehler, nicht eingegriffen und die alte Rechtschreibung belassen.

**Karl Kraus. Fragment einer Biographie.** Die Biographie eines bedeutenden Schriftstellers beginnt nicht mit seiner Geburt und endet nicht mit seinem leiblichen Tod. Um seine Gedanken und ihre Entwicklung, ihr Wesen zu verstehen, muß man die Welt, die er vorgefunden hat, kennen, die Verhältnisse, in die er geboren wurde, die nächste Umgebung, die ihn prägte. Gewinnen seine Werke an Bedeutung, werden sie immer wieder als aktuell empfunden, so kann auch der Tod keinen endgültigen Abschluß bringen, denn was als Realität erlebt wird, kann nicht zu einem Grabmal werden.

Um die Welt zu verstehen, wie sie Karl Kraus mit den meisten seiner Artgenossen, die jüdischer Abstammung waren, kannte, kann man eines unmöglich übergehen: Ihre Eltern waren in Ghettos geboren. In großen Städten, wie zum Beispiel in Prag, waren die Ghettos abgesonderte Stadtteile, aber in kleinen Provinzstädten bestanden sie aus einer langen und schmalen Gasse, die außerhalb der Stadt lag und jeden Abend von der Polizei mit schweren eisernen Gittern abgesperrt wurde. In dieser Gasse, der das Gesetz keine Erweiterungen gestattete, lebten in drückender Enge und in erschreckender Armut tausende Menschen. In solcher Gasse zwischen den Gittern wurde nicht gelacht, auch von Kindern nicht. Die Grundstimmung war Resignation. „Der Zwang jedoch, den diese Resignation auferlegt, hat im Ghetto eine Bevölkerung entstehen lassen, in welcher die naiven Volksschichten ganz fehlen. Sarkastisch war jeder ...“ (Mayer 1911).

Dieser Sarkasmus, die einzige Form der Selbstverteidigung der tief in ihrer Würde verletzten und in ständiger Existenzangst lebenden Menschen, hat die besondere Form des jüdischen Witzes geprägt. Selbstironisch, skeptisch, aber ohne Haß und Verachtung; nicht die Person ist lächerlich, sondern die sinnlose Realität, die möglich macht, daß alles unsinnig wird. Die Anekdote wird zum Gleichnis, die Pointe zur Moralität.

Die Revolution von 1848, welche die österreichische Monarchie erschütterte, öffnete die Tore der Ghettos. Zwar

mußte unter dem Druck der feudalen Militärs der ‚unfähige‘ Kaiser Ferdinand zugunsten seines Neffen Franz Josef abtreten, und mit Hilfe der russischen Truppen wurde die alte Ordnung wiederhergestellt, doch die Revolutionen, auch die verlorenen, hinterlassen ihre Spuren. Im absolutistischen Polizeistaat traute sich niemand, die Befreiung der Bauern rückgängig zu machen, und die einmal erwachten nationalen Freiheitsbestrebungen der einzelnen Völker ließen sich nicht mit Militärgewalt aus der Welt schaffen. Die Bauernbefreiung erlaubte der österreichischen Industrie eine neue, wenn auch bescheidene Entwicklung. Die während der Revolutionsjahre mit Erfolg angewandte Taktik, die einzelnen Nationen der Monarchie gegen einander auszuspielen, führte zu immer größeren nationalen Konflikten, die das Bestehen der Monarchie bedrohten.

Die blutige Niederlage bei Solferino (Juni 1859) im französisch-sardinischen Krieg erschütterte das bürokratisch-militärische Regime und brachte die österreichische Monarchie an die Grenze des Bankrotts. Der Kaiser war gezwungen, seinen Untertanen Konzessionen zu machen. Es gab für ihn nur zwei Lösungen: Entweder sich auf den Adel der verschiedenen Nationen zu stützen, wozu er schon aus Traditionsbewußtsein neigte, oder dem Druck der Börse nachzugeben und seine Macht mit dem deutschen Großbürgertum zu teilen. Im ersten Falle wäre er gezwungen gewesen, den einzelnen Ländern Autonomie und gewisse nationale Freiheiten zu gewähren, im anderen Fall konnte er den zentralistischen und deutschen Staatscharakter retten, mußte aber dafür dem Parlament größere Befugnisse einräumen. Da Kaiser Franz Josef nur widerstrebend auf die absolutistischen Prinzipien verzichtete, schwankte er die nächsten zwanzig Jahre zwischen den beiden Konzeptionen: der konservativ-autonomistischen und der liberalzentristischen. Der ständige Wechsel zwischen konservativen und liberalen Regierungen brachte mit sich eine Flut von widersprüchlichen Verordnungen, die niemanden befriedigten und sowohl die einzelnen Nationen als auch das

deutsche Großbürgertum in Opposition trieben. Dadurch wurde die Macht der lokalen Bürokratie verstärkt, was wiederum zu einer allgemeinen Korruption führte. Zu dem weitverbreiteten Beruf des ‚Naderers‘ (Polizeispitzels) kam noch der andere des ‚Vermittlers‘, der für entsprechend hohe Beträge ‚hinaufging‘ und alles erledigte, wobei jeder wußte, daß den größten Teil des Geldes der zuständige Beamte kassierte. Da es um die ‚Standesehre‘ ging, wurden die meisten entdeckten Fälle vertuscht. Skandale gab es keine.

Aber auch in anderer Hinsicht war das Jahr 1859 besonders schwer für die gesamte Bevölkerung der Monarchie. Schon bei den ersten Anzeichen des drohenden Krieges begann eine finanzielle Krise, die das ganze wirtschaftliche Leben lahmlegte. Sie wurde nach der Niederlage noch verschärft, da die Regierung versuchte, durch neue Steuern und Taxen (es gab sogar Fleisch- und Brottaxen) ihre durch die Kriegskosten geleerten Kassen aufzufüllen, was zu einer gewaltigen Verteuerung der Lebensmittel führte.

Wie immer in solchen Zeiten war das Hartgeld aus dem Verkehr gänzlich verschwunden, so daß man nicht nur an Stelle des Silbers Noten ausgeben mußte, sondern auch für die Kupfermünzen von zehn und zwanzig Kreuzern. Da dieses Papiergeld nicht genügte, wurden die Noten in Hälften und Viertel geschnitten und als Bargeld angenommen. Es ging so weit, daß manche Geschäftsleute selbst geschnittene, gestempelte und unterzeichnete Wertzeichen ausgaben, die sogar mehr Beachtung fanden als die unsicheren Staatspapiere.

In diesem Jahr heirateten die Eltern von Karl Kraus – Jakob Kraus und Ernestine Kantor – am 17. August in Jicin.\*

Jicin (damals Gitschin), eine nordöstlich von Prag, zwischen Gablonz und Königgrätz gelegene alte Stadt Nord-

—  
\* Ob das Datum der Heiratsurkunde stimmt, ist fraglich, da sämtliche Papiere (auch die Geburtsurkunden der Kinder) erst am 8. August 1877 vor der Übersiedlung nach Wien ausgestellt wurden.

böhmens (die gotische Kirche stammt aus dem XIV. Jahrhundert), gehörte vor der Niederwerfung des böhmischen Ständeaufstandes (1620) zu den reichsten der Gegend, was auch das im Jahre 1568 errichtete prunkvolle Stadttor bezeugt. Das bewog Wallenstein, sie zur Hauptstadt seines Herzogtums Friedland zu wählen und dort ein mächtiges Schloß und eine der Kirche von Santiago von Compostela ‚getreu‘ nachgeahmte Basilika zu errichten. In der Nähe stiftete er eine Kartause, in der er nach seiner Ermordung begraben wurde.

Unter habsburgischer Herrschaft wurde Jicin zu einer typischen Bezirksstadt: Sitz der Bezirksverwaltung, des Bezirksgerichts und des Finanzamtes. Doch behielt sie noch eine gewisse Bedeutung als Markt- und Handelsstadt, was die vielen großen Läden unter den Arkaden rund um den Haupt- und Marktplatz beweisen. Diese berühmten Arkaden wurden aber erst an der Schwelle des XIX. Jahrhunderts errichtet, und auch der Brunnen in der Mitte war im Empirestil. Die am Rande der Stadt sich befindende Synagoge zeigte die Lage des früheren Ghettos. Es gab in Jicin sogar ein ständiges Theater, welches in dieser kaum achttausend Einwohner zählenden Stadt sein Auskommen fand. Die Kartause Wallensteins wurde zur Strafanstalt Karthaus, in der die Gefangenen Tüten klebten.

Jakob Kraus stammte aus der Kleinstadt Unterkralowitz (heute Dolní Kralovice), wo er am 4. September 1833 in ärmlichen Verhältnissen geboren wurde. Schon seit seinem sechzehnten Lebensjahr mußte er seinen Unterhalt selbst bestreiten. Da er als Jude kein Handwerk erlernen durfte, blieb ihm nur die kaufmännische Betätigung.\* Nach Jicin kam Kraus als selbständiger Kaufmann; es ist heute nicht mehr zu eruieren, welcher Art seine Handelstätigkeit in verschiedenen

—  
\* Die mittelalterliche Gewerbeordnung erlaubte keine jüdischen Lehrlinge, und die Zünfte wachten darüber. Diese Zunftordnung, die 1867 aufgehoben war, wurde 1883 wieder eingeführt (ohne religiöse Beschränkungen) und besteht bis heute.

kleinen Orten Böhmens war, die er bis dahin ausgeübt hatte, aber er muß schon damals als rechtschaffener Mann gegolten haben, wenn der angesehene Jiciner Arzt Doktor Ignaz Kantor ihn als Schwiegersohn akzeptierte.

Nach der Heirat blieb Jakob Kraus in Jicin, aber da 1859 den Juden vorübergehend die Freizügigkeit genommen wurde, konnte er erst 1860 in einem Hause, das nahe dem Marktplatz lag (Altstadt 43) ein Papiergeschäft eröffnen.\*

Schon bei der Einrichtung seines Geschäftes kam Jakob Kraus auf den Einfall, die damals üblichen Jutesäcke durch die billigeren geklebten Papiersäcke zu ersetzen, die er in der Strafanstalt Karthaus erzeugen ließ. Mit dieser einfachen, aber neuen Idee hatte er Glück, denn die Nachfrage war groß und seine Firma erlangte eine gewisse Bedeutung.

Das ruhige und gesicherte Leben der Familie wurde aber bald durch den österreichisch-preußischen Krieg unterbrochen, denn die erste Schlacht in diesem Kriege wurde am 29. Juni 1866 auf den Straßen Jicins ausgefochten. Es war ein Massaker. Über 5500 Österreicher und 1800 Preußen verbluteten um und in Jicin. Die Friedhöfe der ganzen Umgebung waren nicht imstande, diese Zahl der Toten aufzunehmen, und man begrub sie, wo es gerade ging. Sogar auf den beiden Seiten der Lindenallee, die als beliebte Promenade nach Libosad galt, grub man die Soldatenleichen ein. Das Haus der Familie Kraus mit der Aussicht auf den Marktplatz, der zum Schlachtfeld wurde, wählte Bismarck, der noch an demselben Abend nach Jicin kam, als Quartier. Die Familienerinnerungen aus dieser Zeit scheinen sich nicht nur auf Bismarck zu beschränken, denn für Karl Kraus blieb Jicin immer „ehrwürdig als Stätte blutiger Ereignisse“ (Die Fackel 697, 167).

—  
\* Das Haus konnte er nicht erwerben, da Juden keine Immobilien besitzen durften. Sogar in Ghettos gab es keine jüdischen Hausbesitzer, und die christlichen Hausherren trieben die Mietpreise ins Unermessliche.

Nach der endgültigen Niederlage von Königgrätz (3. Juli 1866) brach das politische System der Habsburger nach außen und innen zusammen. Die Hegemonie in Deutschland und Italien war dahin, der Kaiser wurde zu neuen Konzessionen gezwungen. Dies führte schließlich zum Ausgleich mit Ungarn. Damit wurde der österreichisch-ungarische Dualismus begründet: zwei Staaten, Österreich (Zisleithanien) und Ungarn (Transleithanien) mit gemeinsamer (k.u.k.) Außen-, Finanz- und Heerespolitik bei getrennter Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung. Zisleithanien war kaiserlich-königlich (k.k.), da der Kaiser auch König von Böhmen war, Transleithanien nur königlich (k.). Da alle zehn Jahre neue Vereinbarungen (Ausgleiche) über Wirtschaftsfragen ausgehandelt werden mußten und die Forderungen ungarischer Agrarier oft den Interessen des Großbürgertums entgegen gesetzt waren, wurden diese Verhandlungen immer wieder zum Ausgang einer Krise. Da das neu entstandene Ungarn kein homogener Staat war (abgesehen von Kroatien, das unter ungarische Herrschaft kam, bildeten die Ungarn in anderen Gebieten nur 54 % der Bevölkerung, neben Serben, Rumänen und Siebenbürger Deutschen), war es auch daran interessiert, daß in Zisleithanien der slawischen Bevölkerung keine Konzessionen gemacht wurden, und unterstützte auch nachdrücklich die deutschen zentralistischen Bestrebungen. Die Deutschen ihrerseits, die in allen Ländern der Monarchie, besonders in Böhmen, Mähren und Schlesien, die Wirtschaft beherrschten, betrachteten diese Länder als ihren „angestammten“ Besitz und bekämpften erbittert jede nationale Regung als „Bedrohung des Deutschtums“. Dieser Standpunkt war auch der sogenannten Linken eigen, denn auch Marx und Engels betrachteten Böhmen als eine „sterbende Nation“, deren „natürliches und unvermeidliches Schicksal“ war, nur als Bestandteil Deutschlands weiter zu existieren (vgl. Engels/Marx 1955). Unter dem vereinten Druck wurde im Dezember 1867 eine neue zentralistische Verfassung erlassen, die einige wichtige

liberale Staatsgrundsätze enthielt (Gleichheit aller religiösen Bekenntnisse, Unterstellung der Schule unter den Staat, Ministerverantwortung, Unabhängigkeit der Richter). Der für verschiedene Länder unterschiedlich bestimmte Wahlmodus sicherte dem Großgrundbesitz und den Deutschen die Mehrheit im Parlament.

Damit begann die liberale Ära. Zuerst kam es zu einem Aufschwung der Industrie. Neue Betriebe wurden gegründet, neue Eisenbahnen geplant. Eine Völkerwanderung innerhalb der Monarchie hatte begonnen. Aus den verarmten Dörfern Böhmens, Mährens, Galiziens und Kroatiens zogen Scharen von Arbeitssuchenden nicht nur nach Wien, wo die Arbeiterbezirke und Vorstädte ihre Bewohnerzahl verdoppelten, sondern auch in andere Industriezentren.

Zugleich begann aber eine Periode der tollsten Spekulation. In dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren wurden Aktien im Wert von Hunderten von Millionen emittiert, deren fiktiver Wert an der Börse ins Ungemessene hinaufgetrieben wurde. Die Verschleuderung der Staatsgüter durch die verschuldete Regierung, das System der staatlichen Subventionen für den Bau und den Betrieb der Eisenbahnen, die Bewilligung der Steuerfreiheiten für Neubauten, alles das führte zur Gründung neuer Aktiengesellschaften und förderte die Überspekulation. Die Jagd nach Konzessionen und Begünstigungen führte zu einer Korruption, an der sich Abgeordnete und sogar Minister beteiligten. Die korrupte Presse heizte dieses Spekulationsfieber an, so daß alle, die irgendwelche Mittel dazu besaßen, Adel, Offiziere, Geistlichkeit, Kaufleute, Handwerker und sogar Bauern, alle, die auf leicht erreichbaren Reichtum hofften, spekulierten. Die Weltausstellung sollte zur Krönung dieses Börsenschwindels werden. Aber die am 1. Mai 1873 eröffnete Weltausstellung hat diesen Erwartungen nicht entsprochen, und acht Tage nach ihrer Eröffnung brach an der Börse Panik aus, die Kurse sanken ins Bodenlose. Durch diesen großen Krach haben tausende Bürger und Bauern ihr

ganzes Hab und Gut verloren, tausende Arbeiter und Angestellte ihre Arbeitsplätze. Die Mißernte brachte eine neue Teuerungswelle, die Cholera-Epidemie dezimierte die unterernährte Bevölkerung, und die zu wissenschaftlichen Zwecken in einem Versuchsgarten in Klosterneuburg gezüchteten Rebläuse verbreiteten sich über alle Weingärten Österreichs (Schöffel 1905, 138–143).

So begannen die österreichischen Gründerjahre in einem Wutgeheul der betrogenen Massen. Die Schuldigen wurden auch sofort mit Hilfe der Klerikalen, die dadurch ihre verlorenen Positionen wieder zu erlangen hofften, gefunden: die Liberalen und die dank ihrer seit 1867 emanzipierten Juden. Die echten Gewinner blieben außer Schußweite und bauten ihre Paläste an der Ringstraße.

Jakob Kraus, der nie spekuliert hatte, wurde von dem großen Krach nicht unmittelbar betroffen, aber infolge der allgemeinen Krise war auch die Nachfrage nach den Papiersäcken drastisch zurückgegangen. Da die Familie sich ständig vergrößerte, mußte er sich nach neuen Erwerbsquellen umschauen. Er übernahm die Vertretung eines damals noch wenig gebrauchten Waschmittels „Waschblau“ und wußte es so gut zu popularisieren, daß er im Jahre 1875 die Alleinvertretung der Ultramarinfabrik Johann D. Starck erhielt.

Obwohl er von Jicin aus in Prag und Wien Niederlassungen eröffnete, entschloß er sich erst im September 1877, nach Wien zu übersiedeln. Es war nicht nur sein Unternehmungsgeist, der ihn dazu trieb. Vieles hatte sich in Jicin geändert. Früher war Deutsch die vorherrschende Sprache, nicht nur eine Amtssprache gewesen, denn die tschechischen Bürger wie die Juden sprachen deutsch, und die vorwiegend tschechisch sprechende Landbevölkerung lernte es in der Schule. Auch die Stärkung des Nationalbewußtseins der tschechischen Bürger hatte daran zuerst nicht viel geändert. Aber als nach dem Ausgleich mit Ungarn auch Tschechen eine Autonomie verlangten und die ‚Fundamentalartikel‘ des

böhmischen Landtages unter dem vereinten Druck der Ungarn und der Deutschen 1871 zurückgewiesen wurden, kam es zu einer nationalistischen Empörungswelle, und nicht nur alle Deutschen, auch die deutschsprachigen Juden wurden als Feinde angesehen. Wie immer sind die nationalen Spannungen in kleinen Gemeinden besonders stark, nicht anders war es in Jicin.

Die ersten Jahre in Wien scheinen nicht leicht gewesen zu sein, worauf die häufigen Wohnungswechsel deuten.\*

Erst als es anfangs der achtziger Jahre Jakob Kraus gelang, alle Ultramarinfabriken zu einem Syndikat zu vereinen und den Alleinverkauf zu übernehmen, dehnten sich seine Geschäfte über die Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie hinaus.\*\*

Trotz der Vergrößerung seiner Firma (1895 wurde eine Papier- und Zellstofffabrik in Franzensthal im Böhmerwald gegründet) blieb er immer sparsam bei seinen persönlichen Ausgaben, war jedoch für seine Kinder freigiebig und sparte nie, wenn es um ihre Erziehung und ihr Wohlbefinden ging. Schon in Jicin waren Gouvernanten und Hauslehrer im Hause. Jeden Sommer fuhr die Familie in den Ferien aufs Land, zuerst nach Weidlingau, wo ein Haus gemietet, später nach Ischl, wo ein Haus gekauft wurde.

—

\* 1877–1878 wohnte die Familie im vierstöckigen Zinshaus Seilerstätte 13 (Ecke Johannesgasse), das auf dem Boden des 1869 abgerissenen Gußhauses errichtet worden war; 1879–1882 in der Walfischgasse 4 (Ecke Maximilianstraße) auf dem Boden der 1860 abgerissenen Festungswerke (1945 durch Bomben zerstört); 1883 Wollzeile 19 (Sterbehaus Josef von Sonnenfels), Rokokobau (1913 durch Neubau ersetzt). 1884 übersiedelte die Familie endgültig in die Maximilianstraße (heute Mahlerstraße) 13, wo sich im Erdgeschoß die Firma Jakob Kraus befand.

\*\* Diese Vertretung verblieb der Firma, denn noch 1933 bezog einer der Brüder von Karl Kraus eine Pension der Ultra-AG.

Obwohl er jeden Luxus ablehnte, war er ein angenehmer Gastgeber sowohl für seine eigenen Gäste als auch für die seiner Kinder. Er suchte sich seine Gesprächspartner nicht unter den Reichen und nicht unter den Titelträgern, sondern unter solchen Menschen, die ihn geistig bereichern konnten. Soweit er die Zeit hatte, las er viel und war schon in Jicin ein passionierter Theaterbesucher.

Ein realistisch und logisch denkender Mann, von Natur eher gutmütig, besaß er viel Sinn für Humor, so daß er immer durch einen Witz entwaftet werden konnte; er verachtete alle hochtrabenden Phrasen, die er „Literatur“ nannte, und versäumte nie, sie mit viel Sarkasmus und Logik lächerlich zu machen. Seine Fähigkeit, in scheinbar Unbedeutendem neue Möglichkeiten zu entdecken, es logisch zu überdenken und praktisch durchzuführen, sein ausgezeichnetes Gedächtnis und seine Redlichkeit ermöglichten ihm den geschäftlichen Erfolg.

Als er am 5. April 1900 starb, hinterließ er seinen Kindern eine solide Firma, die, wenn auch in bescheidenen Ausmaßen, alle Krisen bis zu ihrer „Arisierung“ im Jahre 1938 überdauerte (das Schild allerdings überdauerte auch das „Tausendjährige Reich“; es wurde erst bei der Renovierung des Hauses 1965 entfernt).

Die Sorge um das Heim und die Familie lag in den Händen der Frau. Ernestine Kraus (geboren am 12. Dezember 1839) war kaum zwanzig Jahre alt, als sie diese Aufgabe übernahm. Wenn man die häufigen Schwangerschaften bedenkt (sie hat in der Zeit von 1860 bis 1875 zehn Kinder geboren), und an ein von Kindermädchen, Gouvernanten, Ammen und sonstigem Personal volles Haus denkt, war es kein leicht zu lösendes organisatorisches Problem. Daß sie es verstand, ohne je die Stimme zu heben, eine Atmosphäre der Ruhe, Wärme und Heiterkeit in ihrem Heim zu schaffen und ihren Mann, von dessen Tätigkeit die Existenz der Familie abhing, bei guter Laune, gesund und arbeitsfähig zu erhalten, spricht für viel

Einfühlungsvermögen, Takt und Sinn für Humor. Dabei konnte sie sich kaum jedem einzelnen Kind widmen, denn jedes weitere Kind, das geboren wurde, fand sich sofort in der Gesellschaft eines nur um achtzehn Monate älteren Knirpses, der auf seine Rechte pochte. In großen Familien dieser Art gibt es zwar viel Liebe und Wärme, weniger Zärtlichkeiten und häufig Ermahnungen. Um so wehmütiger erinnert man sich später an solche Zärtlichkeiten, wie es auch Karl Kraus in seinem Gedicht „Jugend“ tat:

Heuer gehts früh aufs Land,  
auf blasser Wange  
fühle ich deine Hand  
Fort bist du lange. (Worte in Versen III, 78–79)

Karl Kraus wurde am 28. April 1874 geboren als neuntes Kind und fünfter Sohn der Familie, wenn man den früh verstorbenen Bruder Gustav (1869–1871) nicht rechnet. Von Geburt an zeigte er Anzeichen einer seitlichen Rückgratverkrümmung, war auch sonst ein schwächliches Kind und überdies stark kurzsichtig, was man zuerst nicht bemerkte, weil er es mit einem ausgezeichneten Gehör kompensierte. Er war drei Jahre alt, als die Familie nach Wien übersiedelte. Daß diese Übersiedlung ein Schock war, wurde überliefert. Wäre es nur eine Übersiedlung aus einer Provinzstadt (dazu aus einem Hause, das sich am Markt befand) in eine Großstadt gewesen, wäre die Wirkung vielleicht nicht so groß, aber die Johannesgasse, durch die er zum Stadtpark geführt wurde, und auch die Ringstraße waren damals ein einziger Bauplatz. Wenn man sich die damalige Bauweise vergegenwärtigt, das Hämmern, Schreien, Poltern und Fluchen der Maurer und Fuhrleute, die Ziegel brachten, so versteht man, wie sehr das ein scharfhöriges Kind belastete. Dazu mußte man bei jedem Schritt aufpassen, da alles voll von Schutt und Ziegeln war, und diese ständige Anspannung bedrückte und ängstigte das Kind. Er wehrte sich heftig gegen jeden Spaziergang, und da die robusteren Ge-

schwister alles ruhig hinnahmen, wurde seine Angst nicht verstanden. Noch im Park klammerte er sich an die Hand des Kindermädchens aus Angst, nie den Weg durch diese Hölle zurückzufinden. In dieser Not gab es unter seinen Geschwistern nur einen, zu dem der Kleine aufblickte, der ihm Sicherheit gab und sein Beschützer war: seinen um dreizehn Jahre älteren Bruder Richard. Diesen Bruder hatte er erst in Wien so richtig kennengelernt, da Richard seit 1875 die Handelsschule in Wien besuchte und nach Jicin nur zu den Schulferien kam. Als einmal der große Bruder beim Verlassen des Hauses einen ganzen Laib Brot mitnahm, erinnerte das den Kleinen an den Proviant, den Richard auf die Reise von Jicin nach Wien mitgenommen hatte. Erschrocken, daß er den Bruder nicht mehr sehen würde, nahm der Kleine sicherheitshalber das, was ihm im Augenblick am teuersten war, sein Marionettentheater, auf den Spaziergang mit. Das geschah allerdings nur einmal, denn abends kam Richard zurück und der Schrecken war vorbei.\*

Die größte Freude erlebte der Kleine, als die Familie im Sommer nach Weidlingau übersiedelte. Die Landschaft des Wienerwaldes mit ihren Wiesen und bewaldeten Hügeln wurde zu seinem ersten und nachhaltigen Naturerlebnis, ja zum Inbegriff der Natur. Die Freude an Wiesenblumen und Schmetterlingen ist ihm immer geblieben, und noch in späteren Jahren pflegte er zu sagen, daß Weidlingau und sein Schreibtisch seine wahre Heimat seien.

Mit sechs Jahren (28. Mai 1880) kam er in die Volksschule, die auch seine älteren Brüder besuchten. Es war die

---

\* Diese Anekdote verdanken wir Germaine Goblot (Études Germaniques, V. Jg., Nr. 1, 47), die sie romantisch verbrämte, ohne anzugeben, wie alt Karl Kraus war, als es geschah. Dafür wurde diese Episode von gewissen Psychoanalytikern „ausgebaut und vertieft“, aus einem Fall wurde eine über Jahre sich erstreckende Schleppelei des Marionettentheaters in den Stadtpark, die auch besonders gedeutet werden mußte.

Übungsschule des Wiener Pädagogiums und galt als vorbildlich. Er ging gern in die Schule und erinnerte sich an diese Jahre mit großer Wärme. Er hatte Freude an den Lesebuchgedichten, „sie waren von Pfeffel, Hölty, Kopisch und vor allem von Hey“ (Die Fackel 372, 16), die er sich damals dank seinem guten Gedächtnis leicht gemerkt hatte und die ihn mit ihrer Melodie und mit ihrem Rhythmus nachhaltig beeinflussten. Was aber beim aufmerksamen Lesen seiner Kindheitserinnerungen auffällt, ist, daß er sich gern an das „Lernen, die Lieder, an den Duft von Graphit“, an den Lehrer, der die Fiedel streicht, „als ob er der leibhaftige Volker wäre, an das Einsagen, Zuspätkommen, Nachsitzen, an das Herzklopfen, weil man ‚drankommen‘ könnte“ (Die Fackel 372, 16), an die kindlichen Ängste (ein Fuchsfell als Bettvorleger wirkt ganz schreckhaft, der Hund der Nachbarvilla bellt, die Angst, daß die Bilder aus den Rahmen treten könnten), sogar an den Schwimmeister (er war sein ganzes Leben ein passionierter Schwimmer, und es war der einzige Sport, den er mit Ausdauer betrieb), aber nie an irgendwelche Kinderspiele erinnert. Daß der kleine kränkliche Bub an den üblichen Balgereien kein Vergnügen fand, ist verständlich. Wie alle mit Phantasie begabten Kinder fand er die üblichen Kinderspiele langweilig, und andere in seine Phantasiespiele einzuweihen, scheute er sich aus Angst vor Verrat und Verspottung. Diese Scheu, die die anderen zu Unrecht für Überheblichkeit hielten, blieb ihm immer. Deswegen schloß er sich in der Schule niemandem an. Aber er beobachtete seine Kameraden und war noch nach vierzig Jahren imstande, die Schüler der Klasse 3a in alphabetischer Reihenfolge aufzusagen (einige dieser Namen hat er in den *Letzten Tagen der Menschheit* verwendet). Gerade in diesem Schuljahr mußte er aus Gesundheitsgründen nach Weidlingau fahren, wo er erst am 16. August 1883 als „Privatprüfling“ in der Dorfschule Hadersdorf die Abschlußprüfung der dritten Klasse mit Glanz bestand. Nach der Beendigung der vierten Klasse verließ er mit einem guten Zeugnis die Volksschule (28. Mai 1884). Aber infolge einer Kinderkrankheit trat er mit Ver-

spätung ins Gymnasium ein und durfte zuerst nur als ‚Privatist‘ (Externist) dem Unterricht der ersten Klasse folgen. Erst vom zweiten Semester an wurde er als ordentlicher Schüler geführt.

Das Gymnasium, das er besuchte und in dem schon seine drei älteren Brüder lernten, befand sich zuerst im Gebäude des Pädagogiums. Es war das kleinste Gymnasium Wiens, zählte nur 200 Schüler, was den Lehrern erlaubte, auf jeden Schüler einzugehen. Als Karl Kraus dort eintrat, war das Franz-Josefs-Gymnasium schon in das eigene Haus in der Hegelgasse übersiedelt. Der Bub war in der Schule brav, aber nicht sonderlich fleißig, er beendete das Jahr als dreizehnter von neununddreißig Schülern. Um so schwieriger war er zuhause. Am 8. September 1884 notiert sein Hauslehrer (und späterer Schwager) Albert Weingarten in sein Tagebuch: „Von den männlichen Mitgliedern der Familie gefällt mir am besten Carl; sein Charakter hat Kern. Er ist wild, trotzig, unbändig – aber er ist ein klarer offener Kopf ...“ (WBR, H.I.N.-172642). Mit seinen zwei älteren Brüdern Josef und Rudolf befand sich Karl in ständigem Streit, aber als Rudolf in der zweiten Gymnasialklasse sitzenblieb und mit ihm in derselben Klasse war, wurde die Streittaxt begraben, und der kleine Karl half ohne viel Aufhebens dem minderbegabten Bruder bei den Aufgaben. Gerade dadurch, daß er dem Bruder alles erklären mußte, lernte auch er viel besser und wurde im zweiten Semester dieser Klasse zum Vorzugsschüler, als einer von sieben. Er blieb es auch, solange der Bruder mit ihm lernte, ohne je Primus gewesen zu sein (vgl. Rosner 1948).\*

—

\* Die Erinnerungen Karl Rosners erwiesen sich als falsch. Der unangefochtene Primus vom ersten bis zum letzten Jahr war Heinrich Adalbert Klang (1875–1954), der später ein bedeutender österreichischer Jurist wurde. In der Schule kannten sich Karl Kraus und Karl Rosner kaum, sonst wäre diese Verwechslung nicht möglich. Rosner verließ das Gymnasium nach vier Klassen. Die eigentliche kurze Freundschaft mit Karl Kraus datiert vom Jahre 1893, aber darüber hat Rosner nie berichtet.

Nur eines machte ihm Schwierigkeiten – der deutsche Aufsatz. Es war ihm schon damals unmöglich, irgendwelche Phrasen, deren Unwahrheit er empfand, niederzuschreiben, und für die eigenen Empfindungen fand der verschlossene und selbstkritische Bub keinen Ausdruck. In dieser Not wandte er sich an den von allen verehrten und verständnisvollen Lehrer Doktor Heinrich Sedlmayer. Wie Sedlmayer später berichtete (Sedlmayer 1925), kam im Frühjahr 1887 an einem Sonntag-nachmittage der „schmächtige Tertianer Karl Kraus“ zu ihm, ganz verzweifelt, weil er nicht schreiben könne und keinen Stil habe. Der Kleine bat den Lehrer, ihm ein Aufsatzbuch zu empfehlen, um den deutschen Stil zu erlernen. Da Sedlmayer ihn nicht zu überzeugen vermochte, daß man den Stil nicht aus einem Buch lernen könne, gab er ihm den Deutschen Aufsatz von Greistorfer zur Beruhigung. Die Wirkung blieb aus, denn Hugo Bettauer, der in der vierten Gymnasialklasse sein Mitschüler wurde, berichtete über seine Aufsätze: „Sie muten wie ein Kampfgetümmel, wie ein Ringen mit der deutschen Sprache, sind trocken, karg und ganz phrasenlos ...“ (Bettauer 1924). Hugo Bettauer verdanken wir auch eine Erinnerung an den Vierzehnjährigen, wie ihn seine Mitschüler sahen:

Schmächtig, unter Mittelgröße, zu lange Arme, zu großer Schädel. Er wäre unhübsch, wenn nicht diese großen blauen Augen wären, aus denen Sanftmut, Güte und Geist leuchten ... Nicht jedem ist er sympathisch. Man kommt ihm nicht recht nahe, fühlt sein Abrücken, wenn man intim werden will. Und außerdem: Er hat eine seltsame Aufrichtigkeit, eine Art, die Wahrheit herauszusagen, die auf solche, die schon im Knabenalter sich mit konventioneller Lüge umgeben, verletzend wirkt. So ereignete sich einmal, daß Schulkollegen, die sich fast an jedem Nachmittag bei ihm und zur Jause unter der großen bauchigen Petroleumlampe zusammenfinden, ihm zum vierzehnten Geburtstag ein Prachtwerk schenken. Irgendein grauenhaft schönes, kitschig illustriertes, rot eingebundenes und mit Gold versehenes Prachtwerk. Die Spender, die es sicher gut gemeint haben, sind nicht gerade angenehm berührt, als der Beschenkte ihnen einige Tage nachher ruhig mitteilt, er habe das Prachtwerk in einer Buchhandlung gegen einen Shakespeare umgetauscht (Bettauer 1924).

Nach Beendigung der vierten Klasse verläßt Rudolf das Gymnasium, um in die Handelsakademie einzutreten. Damit sinkt auch bei Karl das Interesse am Lernen (außer an Latein, seine Noten in dieser Sprache bleiben immer gut). Auch wird mit der Pubertät die Schule immer mehr als „Fron“ empfunden und die „Phrasenzucht des Edlen und Guten“\* immer lächerlicher und abstoßender. Dazu hatte er in dieser Klasse bis zur Matura sowohl in deutscher Sprache als auch in Geschichte einen allzu ängstlichen Lehrer, der nur darauf achtete, „nicht über die Grenzen der Mittelschule hinauszugehen“ (Sedlmayer 1925). Auch waren die Themen der Hausarbeiten, die der Deutschprofessor (Ferdinand Hebrich) in dieser Klasse gab, nicht dazu angetan, die Schüler zu eigenem Denken anzuregen, wie z. B. in der 5. Klasse: „Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel. Sie führen über Strom und Hügel“, oder: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“

Gerade diese Verlogenheit im Unterricht schärfte seine kritische Einstellung den Lehrern gegenüber, und er beobachtete sie um so schärfer, um sie dann in den Pausen zur Freude seiner Kollegen zu parodieren. Diese allzugut gelungenen Parodien entfremdeten ihn seinen Mitschülern um so mehr, da sie alle in ihrer konventionellen Obrigkeitssachtung dies als etwas Befremdendes, ja Anomales empfanden (Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, Bd. II, 355).\*\*

In seiner Auflehnung gegen die Schule suchte er die Antworten auf seine Probleme in der Literatur, die mit dem Schulbuch nichts gemein hatte. Vor allem begeisterte er sich für das Theater.

---

\* Dazu bemerkt Sedlmayer: „Vielleicht war es gerade die Art, wie jener Mann den Unterricht erteilte, die in Kraus den Satiriker erwachen ließ oder doch wenigstens dem schon in ihm ruhenden Keim Nahrung und Befruchtung brachte ...“ (Sedlmayer 1925)

\*\* Äußerung seines ehemaligen Schulkollegen Dr. Graf.

Seine Eltern waren eifrige Theaterbesucher und nahmen auch die Kinder mit. Er lernte sehr früh das alte Burgtheater kennen und war bei der letzten Vorstellung am 1. Oktober 1888 zugegen. Es war eine denkwürdige Abschiedsvorstellung. Die Regie führte Ludwig Gabillon. Man spielte *Iphigenie auf Tauris*. Charlotte Wolter, die nach dem Tod ihres Gatten zum ersten Mal wieder spielte, war beim Sprechen des Parzenliedes so ergriffen, daß sie das Weinen nur mühsam unterdrückte, was ihrer berühmten Stimme eine ungewohnte Weichheit verlieh. Sonnenthal spielte den Thoas, und sein letztes „Lebt wohl“ wurde mit solcher Wehmut gesprochen, als gelte es dem alten Theater. So verstand es auch das Publikum, aber der vierzehnjährige Junge, der das Stück miterlebte, wurde derart ergriffen, daß er es nie vergessen konnte. Es blieb für ihn immer der größte Abschied, den es in deutscher Sprache gibt (Kraus 1987, 31).

In Ischl, wo die Familie jetzt ihre Ferien verbrachte, sah und hörte er die Operetten von Offenbach und Genée, die ihn mit ihrem Witz und ihrer Musikalität mitrissen. Es wirkte auf ihn wie eine Befreiung, und noch zwanzig Jahre später schrieb er, „daß ein junger Mensch von den Werken Offenbachs, die er in einem Sommertheater zu hören bekam, entscheidendere Eindrücke empfangen hat als von den Klassikern, zu deren verständnisloser Empfängnis ihn die Pädagogik antrieb“ (Die Fackel 270, 10).

In dieser Zeit hatte er in Wien ein anderes Erlebnis, das er lange nicht vergaß. Als er einmal aus dem Zuckerladen in der Krugerstraße, wo er sich für einige Kreuzer Süßigkeiten gekauft hatte, herauskam, fragte ihn ein alter Dienstmann, ob er nicht Lust hätte, mit der eben vorübergehenden „Dame“ mitzugehen. Er ging mit, aber als er ihr gestand, daß er nur mehr einige Kreuzer in der Tasche hatte, wurde er einfach hinausgeworfen. Sein Leben lang blieb ihm diese Erinnerung lebendig im Gedächtnis (von Mary Dobrzensky als Erklärung zu einem Brief von Karl Kraus notiert. Deutsches Literatur-

archiv, Schiller-Nationalmuseum Marbach, 73.1160/13). Es erscheint aber außergewöhnlich, daß dieses Erlebnis bei ihm keine feindlichen Gefühle gegenüber Prostituierten hervorrief, sondern ein Verständnis für ihre Lage.

In der sechsten Klasse verlor er endgültig den Vorzug und gewann einen gleichgesinnten Kameraden. Der Kamerad hieß Anton Lindner, kam von Lemberg, war sehr belesen, schrieb selbst Gedichte, die zwar anderen Dichtern, vor allem Liliencron, nachempfunden waren, aber seinem gleichaltrigen Mitschüler gefielen. Dabei war er witzig und dem Schulbetrieb nicht weniger abgeneigt als Karl Kraus. Mit ihm endlich konnte der junge Wahrheitssucher sprechen, mit ihm entdeckte er den Naturalismus, der in Wien damals als „Verismus“ verpönt war. Abgestoßen von dem Pompösen und Verlogenen, das gerade in Wien Mode war, fand er endlich die Bücher und die Dichter, die, wie es ihm schien, das wahre Leben darstellten, die deutschen Naturalisten, vor allem Detlev von Liliencron und Gerhart Hauptmann. Da kam es zu einem Zwischenfall, der für ihn folgeschwer war. Karl Kraus hatte seine Zugehörigkeit zum Judentum damals nicht als etwas Besonderes empfunden, umso mehr, als in seiner Klasse die Juden in der Mehrzahl waren. Aber als die Zeit der Suche und der Zweifel kam, fand er in dem Religionslehrer keinen Gesprächspartner. Der an Knochentuberkulose schwer erkrankte David Graubart, ein Religionsfanatiker, der für eine Erweiterung des Lehrprogramms und für die Vermehrung des Hebräischunterrichts in Wort und Schrift eintrat, ohne sich um die Aufnahmefähigkeit der Knaben zu kümmern, ließ, wie alle Fanatiker, keine Diskussion zu und bestrafte die Zweifel mit schlechten Noten. Dadurch verlor auch Karl Kraus den Vorzug, was der Lehrer vermutlich beabsichtigt hatte.\*

---

\* Er hätte ihn wahrscheinlich auch sonst verloren, da die anderen Noten schlechter wurden, aber das ‚Genügend‘ in Religion entschied.

Nicht ohne Grund erwähnte Karl Kraus mehrmals den „dreisten Terrorismus“ (Die Fackel 13, 30), den die jüdischen Religionslehrer in Gymnasien ausübten und damit „den letzten Rest des jüdischen Bewusstseins“ (Die Wage, Nr. 3, 1898) bei den Schülern austrieben. Nicht nur dem Religionslehrer scheint sich der Junge rebellisch widersetzt zu haben, denn in seinem Zeugnis für das erste Semester der siebenten Klasse erhielt er für Betragen die Note „minderentsprechend wegen ordnungswidrigen Benehmens“. Trotz dieser Note, die immer den Ausschluß des Schülers nach sich zog, blieb er im Gymnasium und wurde sogar mit zwei anderen Mitschülern\* als Sprecher bei der Schulfeier zum hundertsten Geburtstag Grillparzers ausgewählt. Aber schon damals trug er Otto von Hornecks „Lob Österreichs“ mit ziemlich gemischten Gefühlen vor (Die Fackel 657, 200). Seine Theaterbegeisterung war damals so groß, daß er neben der Schule an den Aufführungen der Theaterschule Löwe mitwirkte, ohne dort Schüler zu sein. Er war nicht der einzige Theaterbesessene in der Familie, auch seine Schwester Malvine wirkte bei einigen Amateurvorstellungen mit.\*\* Seine Eltern zeigten sich dabei sehr verständnisvoll, und wenn auch sein Vater befürchtete, daß er sich vom Studium ablenken lassen würde, so genügte es ihm, da er den Noten keine große Bedeutung beimaß, daß der Junge in der Schule mitkam; er fand sogar, daß die Beschäftigung mit dem Theater eine ganz gute Lebensschule für Karl wäre.

Im August 1891 führte Karl Kraus in einer Wohltätigkeitsakademie in Baden bei Wien Regie. Eine Programmnummer, *In der Burgtheaterkanzlei. Ein humoristisches Intermezzo*, hatte er selbst verfaßt und gespielt. Am 24. August schrieb ihm seine Mutter aus Ischl und gratulierte ihm, daß sein „Wunsch

—  
\* Es waren Karl Jaray (nicht mit Prof. Karl Jaray identisch) und Max Pollak.

\*\* Während ihrer Emigration in den USA trat sie als ausgezeichnete Vorleserin der Werke von Karl Kraus auf.

in Erfüllung ging und die Vorstellung so glänzend ausgefallen ist“ (WBR, H.I.N.-171276). Sie bedauerte nur, nicht zugegen gewesen zu sein, freute sich aber, daß der Vater anwesend war. Der Junge muß damals recht unverträglich gewesen sein, denn sie schrieb dazu: „sei mir, lieber Karl, zu Hause auch verträglich, damit ja nur kein Lärm ist und Du dem lieben Vater abends kein Verdruß machst“ (WBR, H.I.N.-171276). Wie schwierig er damals zuhause war, zeigt auch der beigelegte Brief seiner Lieblingschwester Marie, die ihm freimütig schrieb: „Wir freuen uns, daß Du keine Lust hast, nach Ischl zu kommen“ (WBR, H.I.N.-171276). Sogar die siebenjährige Nichte Gretl [Margarethe Fridezko, verheiratete Strauss] schrieb in ungelenker Kinderschrift dazu „Lieber Onkel! Bitte komme nicht nach Ischl“.

Seine Reizbarkeit zuhause war um so größer, als sein Bruder Richard, der für ihn am meisten Verständnis hatte, nicht mehr da war. Bei ihm und seiner Familie suchte er damals oft Zuflucht, aber vor allem entdeckte er zusammen mit Anton Lindner das Café Griensteidl, machte dort Bekanntschaften und schloß sogar Freundschaften.

Das Café Griensteidl war nicht nur der Treffpunkt der Wiener Moderne, die sich um Hermann Bahr gruppierte, sondern auch der sozialistischen Studentenvereinigung „Veritas“ um Karl Leuthner. Auch Viktor Adler, Wilhelm Ellenbogen und andere sozialistische Führer verkehrten dort. Ausländische Sozialisten, insbesondere polnische und russische Flüchtlinge, suchten in der Regel dieses Kaffeehaus auf. Auch deutschnationale Studenten und Schriftsteller wie Ottokar Chalupka, der sich „Stauf von der March“ nannte, und Gustav Gugitz waren dort Stammgäste.

Wenn der Junge für die theoretischen Diskussionen kaum empfänglich war, so bestärkten ihn zweifellos die Darstellungen der sozialen Ungerechtigkeiten in seiner Empörung gegen die verlogene bürgerliche Gesellschaft. Diese Verlogenheit, die nicht nur in der Politik, sondern auch in der Literatur

und im Theater, wo seichte Komödien die Klassiker verdrängten, sich breit machte, berührte ihn schmerzlich. Alles, was sich hinter den protzigen Fassaden abspielte, die mit Ziegeln und Zementguß Stein und Stuck vorspiegelten und wo der Tapezierer als Künstler galt, erfüllte ihn mit Verachtung. Und als erste bekam seine Familie seine Revolte zu spüren.

In diese Zeit fielen seine ersten Frauenbekanntschaften. Aber die Wiener „süßen Mädeln“ legten Wert auf teure Geschenke, und der kleine Gymnasiast, dem die Mutter dann und wann einen Gulden zusteckte, war außerstande, diese Wünsche zu befriedigen.\*

Mitten in all diesen Wirrnissen starb plötzlich seine Mutter (24. Oktober 1891). Wie unerwartet der Tod war, so unerwartet war für seine Umgebung die Heftigkeit seiner Verzweiflung. Er konnte den Tod nicht hinnehmen, so wie er auch später nie den Gedanken an den Tod ruhig hinnehmen konnte (vgl. Schick 1956). Er bewahrte immer den letzten Brief seiner Mutter, eine Haarlocke der Verstorbenen und ein Blatt von ihrem Grabe.\*\*

Nach ihrem Tode scheint sein Interesse an der Schule vollständig erlahmt zu sein. Im ersten Semester der achten Klasse werden seine Arbeiten als „unordentlich“ bezeichnet. Nur Professor Sedlmayer, der in dieser Klasse Latein und philosophische Propädeutik unterrichtete, gab ihm gute Noten. Vielleicht gerade bei diesem Lehrer, der bei einer falschen Deklination zu sagen pflegte „Das ist eine Seelenroheit“, gab sich der Junge mehr Mühe.

—  
\* Aus dieser Zeit stammen zwei in holprigem Schulfranzösisch geschriebene Briefe einer kleinen Schneiderin. Im zweiten bat sie ihn, ihr ein Fahrrad zu schenken (was damals ziemlich teuer war). Damit, scheint es, endete alles.

\*\* Auf den Umschlag, in dem er das alles aufbewahrte, schrieb er, daß man ihn nach seinem Tod seiner „geliebten Schwester Marie“ übergeben solle. Nach dem vorzeitigen Tod der Schwester traf er keine anderen Verfügungen.

## LITERATUR

**Bettauer**, Hugo: Ein Geburtstagsgeschenk. In: Der Tag, Wien, 27.4.1924, 4 **Engels**, Friedrich/Marx, Karl: Revolution und Konterrevolution in Deutschland (Kapitel VIII und XIV). Berlin 1955 **Kraus**, Karl: Worte in Versen III. Leipzig 1918 **Kraus**, Karl: Frühe Schriften. Hg. von Johannes J. Braakenburg, Bd. II. München 1979 **Kraus**, Karl: Die Sprache. Hg. von Christian Wagenknecht, Bd. 7. Frankfurt/M. 1987 **Mayer**, Sigmund: Ein jüdischer Kaufmann 1831 bis 1911. Lebenserinnerungen. Berlin/Wien 1926 **Rosner**, Karl: Damals. Bilderbuch einer Jugend. Düsseldorf 1948 **Sedlmayer**, Heinrich: Aus der Kindheit großer Menschen: Karl Kraus. In: Die Mutter, Nr. 5, 1925, 5 **Schick**, Paul: Der Satiriker und der Tod. In: Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Wiener Stadtbibliothek. Wien 1956 **Schick**, Paul: Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1965 **Schöffel**, Joseph: Erinnerungen aus meinem Leben. Wien 1905

## QUELLEN

**Teilnachlass Karl Kraus**, Wienbibliothek im Rathaus **Sammlung Karl Kraus – Anita Kössler**, Wienbibliothek im Rathaus, ZPH 985 AAC-FACKEL Online Version



Das Landhaus der Familie Kraus in Weidlingau bei Wien

# Zofia Rowińska – Sophie Schick – Zosia

von Martina Bilke

Polin, Jüdin, Österreicherin.  
Flüchtling, Shoa-Überlebende, Widerstandskämpferin,  
Lebensretterin, Emigrantin.

Polen, Russland, Deutschland, Frankreich,  
Schweiz, Österreich.

Russisch, Polnisch, Französisch, Deutsch.

Historikerin, Pädagogin,

Übersetzerin, Karl-Kraus-Forscherin.

Sozialistin, Atheistin und stolz auf den polnischen

Papst Karol Wojtyła.

So viele Facetten einer Persönlichkeit – und doch  
wissen wir wenig.

Wie sie einer Freundin schrieb, habe sie „seit langem [...] verlernt“, über ihre „privaten Angelegenheiten mehr als kurze Kommunikate zu schreiben“ (Sophie Schick an Charlotte Weber, 21. Juni 1960, Nachlass Weber). Entsprechend spärlich sind die Hinweise auf Sophie Schicks Lebensumstände – sie entstammen in Folge, wenn nicht anders angegeben, einem 1960 von ihr verfassten Curriculum Vitae (Nachlass Schick). Für eine weitere Abklärung ihrer Lebensumstände wäre der Nachlass zu erschließen und vor allem auch die Spuren, die ihr Wirken in Polen hinterlassen hat. Amtliche Dokumente in verschiedenen Sprachen geben wenig Auskunft, soweit sie erhalten geblieben sind im Lauf dieses wild durchgeschüttelten Lebens.

Am 22. Juni 1914 kam Sophie Schick als Zofia Rowińska in Warschau zur Welt. Ihr Vater Józef Rowiński war Russe, ihre Mutter Eva (geborene Szif) jüdische Polin. Die Stadt gehörte zu Kongresspolen und damit de facto zum Zarenreich („Russisch-Polen“). Deshalb wurde ihr Vater bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum russischen Heer einberufen. Ihre Mutter „flüchtete“ in seine Nähe nach Moskau, denn Russisch-Polen wurde schon im August 1914 von deutschen Truppen angegriffen. Beide Eltern waren „der russischen und polnischen revolutionären sozialistischen Bewegung verbunden“, in dieser Tradition wuchs Sophie auf, natürlich ebenfalls zweisprachig. Die



Sophie Schick 1944 in der Schweiz

Familie kehrte mitten durch die Wirren der Oktoberrevolution und des russischen Bürgerkriegs 1919 in das inzwischen unabhängige Polen zurück.

Nach dem Abitur am Staatsgymnasium besuchte Sophie die Warschauer Universität. Nur ein Jahr dauerte es, bis ihr vom Staat das Studium der Geschichte verboten wurde, weil sie seit ihrem dreizehnten Lebensjahr (1927) der illegalen sozialistischen Jugendbewegung angehörte. 1926 hatte Marschall Józef Piłsudski in Polen durch einen Staatsstreich die Macht ergriffen und führte bis 1935 ein autoritäres Regime. Es nannte sich „sanacja moralna“ („moralische Sanierung“) und war geprägt von Nationalismus, Antikommunismus, auch Antisemitismus. Sophie sattelte um auf ein naturwissenschaftlich-pädagogisches Studium, das ihr den Broterwerb sichern sollte.

Von 1932 bis 1935 hielt sie sich in Österreich, Deutschland und der Schweiz auf und forschte in jedem dieser Länder zur Geschichte der Arbeiterbewegung. In Wien lernte sie Paul Schick kennen, möglicherweise entstand der Kontakt über ihrer beider Zugehörigkeit zum internationalen Sozialismus. Der Jurist unterstützte den im Untergrund agierenden Revolutionären Sozialismus und wurde 1936 im ‚Großen Sozialistenprozess‘ in Wien angeklagt und verurteilt. Er besuchte Vorlesungen von Karl Kraus. Sie dagegen hörte erst viel später die auf Tonbändern konservierten Rundfunkaufnahmen.

Von 1936 an studierte sie in Paris. 1938/39 war sie eingeschrieben an der Faculté des Lettres, in der Bibliothèque Mazarine, für Chemiekurse am Conservatoire National des Arts et Métiers und sogar für den Kurs an einer Flugschule.

Die im frühen 19. Jahrhundert gegründete Polnische Bibliothek bewahrte Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Kongresspolen auf, Emigrant:innen stellten ihr weitere Materialien zur Verfügung. Sophie schrieb eine Arbeit, die die „nationalen Strömungen innerhalb der

Arbeiterschaft und der sozialistischen Partei Kongresspolens“ behandelte. Diese Arbeit samt allen Abschriften wurde während des Zweiten Weltkrieges in Polen vernichtet und in Frankreich von der Gestapo beschlagnahmt.

Ab Juni 1940 war Paris von den deutschen Truppen besetzt. Sophie blieb ohne gültige Papiere dort und schloss sich einer Widerstandsgruppe an, die jüdische Menschen aus der Stadt in das unbesetzte Frankreich rettete. Der Zwang, unter ihnen wählen zu müssen, machte ihr zeitlebens zu schaffen. Wen von den Verfolgten sollte man hinausbringen, wie die Auswahl treffen? Angesichts des anstrengenden Fußmarschs wurden die älteren Menschen zurückgelassen.

Über diesen tragischen Konflikt schrieb sie in *Der Alleingang*, einer von Paul Schick und Michael Guttenbrunner herausgegebenen hektografierten Zeitschrift – zwischen 1964 und 1966 erschienen sieben Hefte, die an einen ausgewählten Personenkreis versandt wurden. Ihr Aufsatz ist sarkastisch mit *Das Wunder des Überlebens* überschrieben und zitiert – einer von Kraus angewandten satirischen Technik folgend – den Titel der 1951 bei Zsolnay erschienenen *Erinnerungen des Regisseurs und Schriftstellers Ernst Lothar*. Der Text richtet sich gegen die Haltung einiger solcher „Überlebender“:

Sie empfinden kein Schuldgefühl gegenüber diesen, die durch alle Abgründe der Hölle durchgegangen sind ... Sie wissen nichts von der schrecklichen Last, die jene noch heute tragen, die retten wollten und wählen mussten, und mit jeder Wahl des Geretteten sich mitschuldig an dem Mord der Nichtgeretteten machten (*Der Alleingang* 4, 1964, 9).

Im November 1942 war ganz Frankreich besetzt. Sophie entkam in die Schweiz und wurde als politischer Flüchtling anerkannt, glücklicherweise, denn seit dem 13. August 1942 verwehrte die Schweiz Flüchtlingen die Einreise, die aus rassistischen Gründen verfolgt wurden. In verschiedenen Frauenlagern unterrichtete sie die jungen Mädchen und mach-

te ihnen großen Eindruck: „Zosia war ein richtiger Kumpel“, schreibt etwa ihre Schülerin Edith Dietz (Dietz 2004, 52). Es ging das Gerücht, dass die bewunderte Lehrerin dank ihres phänomenalen Gedächtnisses für den französischen Widerstand Kurierdienste geleistet hätte (Dietz 2004, 51).

Die Heimleiterin und Freundin Charlotte Weber beschreibt die Dreißigjährige:

Zosia ist eher klein, etwas düster, immer in Hosen, undenkbar ohne eine Zigarette in den schon angebräunten Fingern. Unter der gewölbten niederen Stirn schauen, ja leuchten zwei hellblaue Augen hervor, klar, intelligent und zart. Ich ahne unter dem rauhen Kern – auch die Stimme ist tief und rau – eine weiche verletzliche Seele.

Ihr Flüchtlingsstatus mache ihr zu schaffen, „ohne Freiheit und Selbstbestimmung, ohne Privatsphäre, ‚eine Sardine in einer gefüllten Büchse ... ZL-Nummer 5949 meldet sich‘, sagt Zosia zynisch und bitter“ (Weber 1994, 26). Die Zentralleitung für Arbeitslager des Schweizer Roten Kreuzes teilte jedem registrierten Flüchtling aus administrativen Gründen eine ZL-Nummer zu.

Ihre psychische Verfassung war unausgewogen.

„Was mag in ihr vorgehen?“, fragt Charlotte Weber. „So ungelöst, so unverdaut, ja, unverdaubar schleppt sie Ballen von Ballast mit sich herum“ (Weber 1994, 177).

Diese Last wurde Sophie niemals los:

Manches, an was ich mich erinnere, ist so, daß ich mich wundere, daß ich nicht verrückt wurde, und dabei war ich nicht im Lager. Manche sind an der Erinnerung zerbrochen – wie Celan (Sophie Schick an Martina Bilke, 2. Februar 1979, Sammlung Bilke).

1945 lud das Schweizer Rote Kreuz 2000 Kinder und Jugendliche ein, die die Konzentrationslager Auschwitz, Buchenwald, Majdanek und die „Todesmärsche“ der SS überlebt hatten. Die „Buchenwaldkinder“ waren 370 meist schon junge Erwachsene.

Ab Sommer 1945 bis Ende 1946 organisierte Sophie unter der Leitung von Charlotte Weber die Schule für tuberkulosekranke „Buchenwaldkinder“ in Davos. Die Erinnerungen Charlotte Webers an diese Schule wurden für das Fernsehen verfilmt, Sophie war in der Miniserie *Frieden* (SRF/arte 2019) Vorbild für eine Figur darin. Charlotte wurde eine enge Freundin, gemeinsam arbeiteten sie in mehreren Heimen. Den Entwurf zu Charlottes Buch lernte Sophie noch kennen, in dem viele Episoden ihrer Freundschaft in den Lagern erzählt werden. Der Briefwechsel der beiden setzte sich fort bis zu Sophies Tod.

Ein Vertreter der Jüdischen Fürsorge besuchte im Januar 1946 ihren Mathematikunterricht:

[...] die Stunden von Fr. Rowinska (sind) hinreissend. Der Lärm während ihres Unterrichts entsteht nicht aus allerlei Allotria der Schüler, sondern aus ihrem aktiven Mitmachen. Es herrscht fast überbordende Fröhlichkeit in der Stunde. Die Schüler arbeiten ausserordentlich interessiert und sehr gewissenhaft (Bericht von Paul Nordmann, 24. Jänner 1946, in: Lerf 2010, 312).

Mit großer Empathie kümmerte sie sich um diese Jugendlichen bis an die Grenze ihrer eigenen psychischen und physischen Belastbarkeit. Sie unterrichtete bis „zu 60 Wochenstunden, viele davon am Krankenbett oder auf den Liegeterrassen der Sanatorien“ (Zeugnis, ausgestellt von der Jüdischen Flüchtlingshilfe Davos, 18. Februar 1947, Nachlass Schick). Ihr Bericht über diese Erfahrungen schildert eindringlich die besondere psychische Situation ihrer Schützlinge (Bericht von Zosia Rowińska an das Schweizer Rote Kreuz, Nachlass Weber).

Auf nachdrückliche Bitten hin verlängerte sie ihre Lehrtätigkeit mehrfach.

Ende 1946 kehrte sie nach Polen zurück, um das dortige Schulwesen neu aufzubauen. Hier sah sie ihre Eltern wieder, die Holocaust und Krieg überlebt hatten. Der Vater war schwerkrank, Sophie sorgte dafür, dass er Medikamente aus

der Schweiz bekam. Er starb im Januar 1949. Die Mutter wanderte später zum Sohn nach Israel aus, wo Sophie sie und ihre Familie besuchte. 1967 vermerkte sie stolz, dass sie Großtante einer echten „Sabra“ geworden sei, ihre Nichte habe im Krieg ein Kind zur Welt gebracht, wie es Familientradition sei.

Kaum in Polen angekommen, warf sich Sophie mit aller Kraft in die Arbeit. Ein Foto aus dieser Zeit zeigt sie in Janowice in Schlesien (nicht das tschechische Janovice, das so eng mit dem Namen Karl Kraus verbunden ist). Dort leitete sie ein Lehrerseminar. Mager, ernst, den anderen eng verbunden, steht sie vor der großen Schar ihrer Student:innen (Nachlass Schick).

Daneben absolvierte sie die Akademie der Politischen Wissenschaften mit dem Spezialgebiet Politische Geschichte und schloss 1950 mit einem Diplom ab. 1948 war sie Dozentin für Geschichte an der Zentralen Jugendschule und begann, ein Archiv über Jugendorganisationen während der Besetzung Polens anzulegen.

Sie sei trotz oder wegen der vielen Arbeit „verdammst glücklich“, „das Schönste“ sei, „dass man immer das Gefühl hat – ein Stück Zukunft schon in der Hand zu halten“ (Sophie Schick an Charlotte Weber, 8. September 1948, Nachlass Weber).

Die Zukunft lag aber in den Händen der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei. Schon 1950 wurde Sophie „aus politischen Gründen die Beschäftigung mit Geschichte untersagt“.

Sie arbeitete dann am Unterrichtsministerium als „Ministerieller Schulvisitator“, durfte sich aber nur mehr mit der Methodik des Geschichtsunterrichts befassen. Ihr Optimismus blieb unerschüttert. Vor Übermüdung sei sie fast arbeitsunfähig, sonst „war dieses Jahr für mich besonders glücklich, denn ich habe viele alte Freunde wiedergefunden und in ganzer alter Freundschaft“ (Sophie Schick an Charlotte Weber, 27. Dezember 1958, Nachlass Weber).

Schon ein halbes Jahr später schrieb sie aus London, unglücklich, ratlos: „Was ich weiter tue, ist nicht entschieden. Die Freiheit, die ich meine, liegt nicht im Wanderstab.“

In Polen offenbar auch nicht. Vor „interessanten Erlebnissen“ sei sie „rechtzeitig davongekommen“ (Sophie Schick an Charlotte Weber, 5. Juli 1959, Nachlass Weber). Die Reform des polnischen Schulwesens nach sowjetischem Vorbild 1958 sah die Übernahme des sowjetischen Geschichtsbildes und die Ausschaltung „antisowjetischen“ Lehrpersonals vor. Da half nur die Flucht, wieder einmal.

Im Oktober 1959 war sie in Wien und wollte bleiben. Viele alte Freunde traf sie auch hier wieder, darunter Paul Schick, der als Bibliothekar das Karl Kraus-Archiv an die Wiener Stadtbibliothek geholt hatte.

Am 9. Dezember 1959 heirateten sie. Die Ehe sicherte Sophie mit der Staatsbürgerschaft das Bleiberecht, sie basierte auf einer engen intellektuellen Verbundenheit nicht ohne Zuneigung. Dringend war der Wunsch nach Arbeit und Verdienst, denn seit einem halben Jahr lebte sie „als erhaltene Frau“, was ihr nicht gefiel (Sophie Schick an Charlotte Weber, 29. Dezember 1959, Nachlass Weber).

In den nächsten Jahren machte sie sich einen Namen als Übersetzerin aus dem Polnischen. Für die Verlage Luchterhand und Piper übertrug sie soziologische und philosophische Texte von Leszek Kołakowski, Stanisław Ossowski oder Tadeusz Borowski ins Deutsche.

In den 1960er Jahren plante sie eine „Studie über nationale Strömungen in der Arbeiterbewegung Galiziens“ auf der Grundlage der Sammlungen des Österreichischen Staatsarchivs. Dann gab sie offenbar den intellektuellen Traum ihres Lebens auf, eine Geschichte der polnischen Arbeiterbewegung zu schreiben. 1965 gründete der Dichter Elazar Benyoëtz, ein junger Freund des Ehepaars, in Frankfurt die *Bibliographia Judaica*. 1966 war eine Zusammenarbeit mit Sophie Schick im Gespräch (Elazar Benyoëtz an das Ehepaar Schick, 23. Februar 1966, Nachlass Schick).

Nie verlor sie den Kontakt zu Polen, was sie manchmal als Belastung empfand, aber sie nahm es mit Humor. Sie habe



Sophie Schick in den 1970er Jahren beim Stöbern vor einem Antiquariat in der Wiener Goldschmiedgasse

„die Bude voll mit Landsleuten, denen man helfen muss“, ihre Adresse würde „in Warschau auf dem Schwarzmarkt gehandelt. In Stockholm verteilt man sie gratis unter den fluchtwilligen Polen“ (Sophie Schick an Martina Bilke, 8. Oktober 1978 und 18. April 1980, Sammlung Bilke). Ihre Großzügigkeit belegen auch Überweisungsscheine und zahlreiche Quittungen einer Ost-West-Agentur über Lebensmittelpakete nach Polen.

Paul Schicks Gesundheitszustand verschlimmerte sich gegen Ende der 1960er Jahre. Er hatte Angst, sein Lebenswerk, die Erschließung und Einordnung des Karl Kraus-Archivs, vor seiner Versetzung in den Ruhestand nicht mehr vollenden zu können. Einer Frühpensionierung ihres Mannes trat Sophie energisch und mit Erfolg entgegen.

Im September 1967 schrieb sie an den Freund Benyoëtz:

Da Pauli Ende nächsten Jahres voraussichtlich in Pension geht, so haben wir alle Hände mit dem Kraus-Archiv zu tun, da man es vollständig einarbeiten will [...]. Dabei kommen Schätze zutage, in die man sich in der Eile der Arbeit nicht vertiefen kann [...] (Sophie Schick an Elazar Benyoëtz, 24. September 1967, Nachlass Schick).

Die beiden arbeiteten gemeinsam an diesem Mammutprojekt, viele Dokumente im Archiv tragen Inventarnummern in Sophies Handschrift. Auch die Texte aus der Feder Paul Schicks verfassten sie gemeinsam: „Gerade haben wir einen längeren Essay für [!] Pariser Zeitschrift ‚L’Herne‘ beendet und fangen jetzt eine neue Arbeit an, was uns beiden wirklich Spaß macht“ (Sophie Schick an Charlotte Weber, 30. Jänner 1971, Nachlass Weber). Die gemeinsame Arbeit war ein Fundament ihrer Partnerschaft. Sie tippte nicht nur die Manuskripte ab, Entwürfe und Typoskripte tragen Vermerke und Korrekturen in ihrer Handschrift. Sie übernahm auch die umfangreiche Korrespondenz, denn seit 1971 war Paul Schick bettlägerig und nahezu blind.

In der Auseinandersetzung mit den Dokumenten des Archivs, mit der intensiven Lektüre der Schriften von Karl Kraus, mit dem Schreiben darüber wuchs die Faszination.

Sophie wurde Apologetin seines Werkes, dessen Erforschung zum Lebensinhalt. Die Identifikation ging weit. Wenn sie nach einer abendlichen Diskussion zurückkehrte an ihre Papiere, zitierte sie gern die Zeile „Und ich geh zurück an mein Gebet“. Sie stammt aus dem Gedicht *Der Tag* von Karl Kraus.

Wie er fand sie eine Heimat in der Sprache. Diese Sprache war ausgerechnet die der ehemaligen Feinde in Polen und Frankreich, auch die der ungeliebten Schweizer, und schließlich die des Landes, das für die zweite Hälfte ihres Lebens ihr Zuhause wurde. Sie war die Sprache zahlreicher jüdischer Schriftsteller:innen in Österreich, Deutschland, Polen und Russland.

Eine Diskussion zu Kafkas puristischem Deutsch setzte sie auf ihre Weise fort:

Bei einem heute sehr überschätzten polnischen Schriftsteller fand ich Folgendes: „Es ist wahr, daß am schönsten schreiben und sprechen polnisch die Fremdstämmigen. Und am allerschönsten die Juden und die Deutschen.“ [...] Und wenn man die Geschichte der russischen Literatur verfolgt, so findet man unter den bedeutendsten auffallend viele „Fremdstämmige“. [...] Und das, was diese so verschiedenen Individualitäten verbindet, ist das Erlebnis der Sprache, die ständige Suche nach dem adäquaten Ausdruck, nach der Einheit der Aussagen und des Ausgesagten (was Kraus Wort und Wesen nannte). Bei genauer Betrachtung gibt es noch etwas, was sie verbindet. Sie sind Einzelgänger [...], sie sind aus ihrer Absonderung ausgebrochen in eine fremde und feindliche Welt. Beinahe mit dem ersten Federstrich hat sich jeder dieser Welt gestellt und vor ihrer Bedrohung die Sprache als die einzige Heimat empfunden. Daher die scheinbar übertriebene Verantwortung vor der Sprache, die ständige Unsicherheit, ähnlich wie bei Kafka oder Kraus [...] wofür die Unmenge an Korrekturen zeugt) (Sophie Schick an Martina Bilke, Wien, 11. Dezember 1977, Sammlung Bilke).



Sophie Schick um 1980

Die feindliche Welt, das Außenseitertum, das Fremdsein in einer feindseligen Umgebung – all das waren ihre ureigenen Erfahrungen. „Sprache als die einzige Heimat“ ist als Bekenntnis eines Menschen zu verstehen, der Ausgrenzung, Verfolgung und Vertreibung selbst durchlebt und nirgends sonst eine Zuflucht gefunden hatte.

Sie setzte sich in allen Sprachen, die sie beherrschte, mit der Sprache auseinander. Sie schrieb über die Sprachkunst polnischer und russischer Dichter:innen. Sie verglich die Texte von Karl Kraus akribisch, Wort für Wort mit den Manuskripten und den Korrekturfahnen im Karl Kraus-Archiv. Sie sammelte Wörterbücher in Deutsch, Polnisch, Französisch, Russisch: Völkerverständigung ex und in libris. Die Sprachskepsis machte sie sich zu eigen, die Hellhörigkeit für die Sprachlügen aller Medien. Diese war Ausdruck der Überzeugung, dass eine verschluderte Sprache eine Verschluderung der Moral anzeigt, der die entsprechenden Handlungen folgen. Sie hatte das erlebt und die Bestätigung bei Karl Kraus gefunden. Die Einheit von „Wort und Wesen“ und deren Gefährdung war ihr Thema, also förderte sie nach Kräften das Verständnis des Werkes von Karl Kraus.

Sie kannte jeden, der im Karl Kraus-Archiv recherchierte. Sie hatte kein eigenes Büro dort, sondern arbeitete täglich im kleinen Lesesaal der Handschriftenabteilung. So kam niemand an ihr vorbei als einer inoffiziellen Mitarbeiterin der Wiener Stadtbibliothek. Viele Anfragen gingen direkt an ihre Privatadresse, der „Außenstelle des Kraus-Archivs“ (Atze 2018, 220ff). Sie beantwortete sie mit zuverlässigen bibliografischen Nachweisen, teilte ihr Wissen großzügig, immer in Sorge, dass Kraus richtig verstanden würde. Zahlreiche Briefentwürfe zeigen, wie sie darum bemüht war, Verständnislücken zu füllen. Sie garantierte, dass wenigstens die Zitate und Fundstellen stimmten! Viele Kraus-Forscher:innen verdanken ihr wichtige Hinweise, wenige dankten es ihr.

Seit Anfang der 1990er Jahre bis zu ihrem Tod im November 1995 arbeitete sie an einer Biografie von Karl Kraus.

Ihr Gesundheitszustand ließ nicht zu, dass sie mehr als die beiden Anfangskapitel fertigstellte. Sie war ein

Mensch, wie es im Buche steht, wortgenau, wortgetreu, allerwegs beredt, nie schweigend. Wie im Buche – wie sehr liebte sie das Buch! – kein Plaudersack. Ein Mensch für Menschen, und doch auf sich gestellt, bewundernswert selbstvertrauend. Nichts und niemand ausschließend (Elazar Benyoëtz an Martina Bilke, E-Mail, 29. Dezember 2023).

Das letzte Wort ließ sie nur Karl Kraus. Ihr unermüdliches Forschen, die uneigennützigste Weitergabe der Ergebnisse, ihr Engagement für das Karl Kraus-Archiv verlangen die gleiche Hochachtung, wie sie Brecht der Leistung Berthold Viertels erwies (auch Viertel war von Jugend an von Kraus geprägt):

Dieser da war während der ganzen Zeit des Baues überall [...] und half überall mit. Für das Haus dort baute er den Giebel, dort setzte er ein Fenster ein, [...] für das Haus gegenüber zeichnete er den Grundplan. Kein Wunder weiters, daß er hier mit einem Türstock erscheint, [...] daß er aber selber kein Haus besitzt. In Anbetracht der vielen Zeit, die er für den Bau unserer Häuser aufgewendet hat, ist der Bau dieses schönen Türstocks ein wahres Wunderwerk, und so schlage ich vor, den Preis für gutes Bauen ihm zu erteilen (Bertolt Brecht 1956, 414).

Ebendies schlage ich für das Wirken Sophie Schicks vor.

## Veröffentlichungen Sophie Schicks

Ossowski, Stanisław: Die Klassenstruktur im sozialen Bewusstsein. Ins Deutsche übertragen von Sophie Schick-Rowińska. Neuwied am Rhein 1962

Das Wunder des Überlebens. In: Der Alleingang, 1. Jg., Nr. 4 (Juni 1964), 9ff.

Kořakowski, Leszek: Verantwortung und Geschichte. In: Der Mensch ohne Alternative. New edition revised and enlarged by Sophie Schick-Rowińska. München 1967 (Mit Paul Schick) De la pensée à la création. In: L'Herne Karl Kraus. Cahier Karl Kraus sous la direction de Eliade Kaufholz. Paris 1975, 185–188 (das Heft soll 2024 neu aufgelegt werden)

Die Vorarbeiten zu „Kultur und Presse“. In: Kraushefte, hg. von Sigurd Paul Scheichl und Christian Wagenknecht, Heft 2 (April 1977), 12–16

Vorwort. In: Martina Bilke: Zeitgenossen der Fackel.

Wien 1981, 7–13

## LITERATUR

**Atze**, Marcel: Das Türschild zu einer ‚Außenstelle‘ des Kraus-Archivs in der Johannesgasse 16. In: Katharina Prager (Hg.): Geist versus Zeitgeist. Karl Kraus in der Ersten Republik. Wien 2018, 220–223 **Brecht**, Bertolt: Der Städtebauer aus den Gesichtern. In: Berthold Viertel: Dichtungen und Dokumente. München 1956, 414 **Lerf**, Madeleine: „Buchenwaldkinder“. Eine Schweizer Hilfsaktion. Zürich 2010 **Dietz**, Edith: Freiheit in Grenzen. Meine Internierungszeit in der Schweiz 1942–1946. Frankfurt/M. 2004 **Weber**, Charlotte: Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942–1945. Zürich 1994

## QUELLEN

**Nachlass Paul Schick – Sophie Schick**, Wienbibliothek im Rathaus, ZPH 943 und ZPH 1566 **Nachlass Charlotte Weber**, Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich **Sammlung Martina Bilke**, Wienbibliothek im Rathaus, ZPH 2014

# Die Autorinnen

Martina Bilke ist Schriftstellerin, Pädagogin und Kraus-Forscherin. Sie promovierte mit einer Arbeit zur Karl-Kraus-Rezeption und unterrichtete dann Deutsch und Geschichte. Sie schreibt wissenschaftliche, erzählende und lyrische Texte wie *Die Lichtspur, ein Widerschein* (2022) oder *Auf einem Baum der Kuckuck* (2020).

Katharina Prager ist Historikerin und leitet den Bereich Forschung und Partizipation der Wienbibliothek im Rathaus. Sie forscht zu Wien 1900, Transnationalität und Life writing. Seit 2012 arbeitet und publiziert sie zu Karl Kraus, unter anderem veröffentlichte sie (gemeinsam mit Simon Ganahl, 2022) das *Karl Kraus-Handbuch* oder *Geist versus Zeitgeist. Karl Kraus in der Ersten Republik* (2018).

Sophie Schick (1914–1995) war Lehrerin und Übersetzerin. Nach einem von Vertreibung und Illegalität gezeichneten Leben wirkte sie zwischen 1960 und 1994 am Aufbau des Karl Kraus-Archivs der Wienbibliothek im Rathaus mit, das sie kannte wie nur wenige sonst. Ihre Arbeiten – etwa eine groß angelegte Geschichte der polnischen Arbeiterbewegung und eine Karl-Kraus-Biografie – blieben leider Fragmente.

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- S. 8:** Das Geburtshaus von Karl Kraus in Jičín Nr. 43/44 (auf der Rückseite eine Anmerkung von fremder Hand: „Hier bist Du in Jicin am 27. [!] April 1874 geboren worden“), WBR, H.I.N.-235413; Geschäftsschild von Jacob Kraus, Wien, Maximilianstraße 13, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 13
- S. 10:** Ignaz Kantor und Anna Kantor, geborene Fried, Karl Kraus' Großeltern mütterlicherseits, WBR, H.I.N.-235369 und H.I.N.-235368
- S. 13:** Karl Kraus' Vater Jacob Kraus mit Tochter Malvine Kraus, verheiratete Weingarten, und seine Mutter Ernestine Kraus, geborene Kantor, um 1870, WBR, H.I.N.-235372 und H.I.N.-235371
- S. 14:** Kinderbild der Geschwister Richard und Emma Kraus, um 1870, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 7; Kinderbild der Geschwister Richard und Emma Kraus, um 1885, WBR, H.I.N.-235377
- S. 16:** Karl Kraus im Alter von etwa fünf Jahren, um 1880, WBR, H.I.N.-235378; Karl Kraus mit etwa fünfzehn Jahren, um 1890, WBR, H.I.N.-235379
- S. 18:** Karl Kraus' Nichte Nellie Lechner – die Tochter seines Lieblingsbruders Richard, Nationalarchiv der Tschechischen Republik, Polizeihauptquartier Prag II. – Allgemeines Register, L 699/9 (Arnoštka Lechnerová); Marianne Winterberg (1901–1947), die Tochter seines Bruders Alfred, und Margarethe Csonka, Archiv der Sigmund Freud Privatstiftung Wien
- S. 44/45:** Das Landhaus der Familie Kraus in Weidlingau bei Wien, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 19
- S. 48:** Sophie Schick 1944 in der Schweiz, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 6
- S. 55:** Sophie Schick in den 1970er Jahren beim Stöbern vor einem Antiquariat in der Wiener Goldschmiedgasse, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 6
- S. 58:** Sophie Schick um 1980, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 6
- Klappe vorn:** Der Hauptplatz von Jičín um 1900, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 2, 1.14.2
- Klappe hinten:** Fotografie des Arbeitszimmers von Karl Kraus in der Lothringerstraße 6, Wien, WBR, H.I.N.-235414



—  
Nicht immer ist es uns möglich gewesen, die Rechteinhaber:innen und Rechtsnachfolger:innen zu ermitteln oder zu erreichen. Die Wienbibliothek im Rathaus bittet um Kontaktaufnahme in allen Fällen, bei denen nachweislich Honoraransprüche bestehen.

**OBE:** Der Hauptplatz von Jičín um 1900, WBR, Nachlass Paul Schick – Sophie Schick, ZPH 943, Archivbox 2, 1.14.2  
**UNTE:** Fotografie des Arbeitszimmers von Karl Kraus in der Lothringerstraße 6, Wien, WBR, H.I.N.-235414

Die *wiener hefte* bringen regelmäßig Themen und Inhalte aus den vielfältigen Beständen der Wienbibliothek im Rathaus in Diskussion.